

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 4. Monatl. vier Nummern. Berlin, 20. Januar 1896. Vierteljährlich 2½ Mark. 42. Jahrg.

Die Verwaisten.

Die Geschichte einer Familie. Von Antonie Andrea.

(1. Fortsetzung aus Nr. 2, S. 15.)

Nachdruck verboten.

Flora war eben aus dem Geschäft nach Hause gekommen, da fuhr unten eine Droschke vor.

Bald nachher klopfte jemand bei ihr an. „Guten Abend, Schwester —“

War das Herminens Stimme? Dies bleiche, abgehärtete Mädchen, mit den verweinten, eingesunkenen Augen — ihre Hermine, ihr „Lachgeist“?

„Ich möchte Thilde sprechen, bitte — hole sie!“ sagte Hermine gebrochen. „Ich lege mich hier auf das Sofa, bis ihr kommt. Mir ist nicht wohl —“

Es war nichts weiter aus ihr heraus zu bekommen. Flora ging zur Pferdebahn und fuhr zu ihrer Schwester. Bald zwei Stunden dauerte es, ehe sie mit ihr zurückkam. Hermine lag noch immer auf dem Sofa, die Arme über dem Kopf, die Augen ins Leere gerichtet: das schöne, helle Licht der Jugendlust war mit einemmal in ihr erloschen.

„Meine liebe kleine Hermine!“ Thilde kauerte neben ihr hin und legte die Arme um sie. „Wir haben uns so lange nicht gesehen — und so besorgt waren wir um dich. Weißt du: Grete — drüben in Amerika nennen sie sie Maggie — hat geschrieben; sie will uns besuchen. Wir haben uns so gefreut. Du nicht auch, Herzchen?“

Sie sagte das alles nur, um dem armen Kinde die Zunge zu lösen. Auf den ersten Blick hatte sie begriffen, daß Hermine eine fürchterliche Niederlage erlitten hatte.

Da sprang diese auf, und Thildens Hände ungestüm fortziehend, brach sie hervor: „Wißt ihr es endlich? Meine Lachzeit ist vorbei. Lachen kann man nur, wenn man dumm und arglos ist — ich kann's nicht mehr. Ich habe in meiner Einfalt einen Mann geliebt und ihm vertraut — aber er dachte, ein armes, dummes Ding, wie ich, ist nur zum Küssen gut. Zur Frau nimmt er sich eine andre, die Geld, viel Geld hat, mit der er gemeinsam über die kleine Kindergärtnerin lachen kann!“ Dann ein leidenschaftliches Aufschluchzen, und das Gesicht in den Händen fiel Hermine wieder auf das Sofa.

Stumm vor Erschütterung saßen die Schwestern dabei. Wenn sie nicht mit ihr weinten, so war es, weil sie fürchteten, sie noch mehr aufzuregen.

Endlich trocknete Hermine ihre Thränen — Gott sei Dank, daß sie diese Last von der Seele hatte!

„Möchtest du deiner Prinzipalin nicht lieber kündigen?“ fragte Thilde nach einer Weile.

„Nein.“ Hermine richtete sich standhaft auf. „Das würde nichts ändern. Ich reise jetzt mit den Kindern fort. Wir kommen vielleicht erst im September zurück. Inzwischen läßt sich vieles überwinden. Eines bleibt mir allerdings — vielleicht zum Trost: ich bin eine „geborene Krankenpflegerin“. Leute vom Metier müssen das ja beurteilen können! — So, jetzt könnt ihr mich nach Hause begleiten. Mich möchte sonst die Lust anwandeln, über die Brücke zu springen. — Na, Alte, sei ruhig! Wenn du an meiner Seite bist, ist alles nicht so schlimm. — Flora, das Lachen wirst du nun wohl besorgen müssen.“

Sie knöpfte ihr Frühlingsmäntelchen zu und hängte sich an Thildens Arm: so verließen sie zusammen das Haus.

Monate verstrichen dann, und von Hermine hörten die Schwestern nichts.

„Wenn sie nur nicht zum zweitenmal eine Dummheit begeht,“ sagte Flora.

„Das thut sie nicht. Sie arbeitet sich durch!“ entgegnete Thilde ernst.

Endlich kam ein Brief von ihr, nachdem vorher die Frau Rechtsanwältin allein mit ihren Kindern zurückgekehrt war.

„Habe ich es nicht gesagt — eine neue Dummheit!“ rief Flora, ehe sie noch zu Ende gelesen hatte: „Diakonissin ist sie geworden — so ein junges, hübsches Ding!“

Aber Thilde traten die Thränen in die Augen. „Eine Dummheit?“ verzogte sie ergriffen. „Ein

großer Entschluß ist es, den ich nie von unsrer Hermine erwartet hätte! Gott segne sie!“

3.

Frau von Töplin, die ihrem Neffen die Wirtschaft führte, hatte damals geschwankt, das sehr junge Mädchen mit den glänzenden großen Augen, das „Nesthäkchen“, zu engagieren. Sie brauchte allerdings nur eine Stütze für die feine Küche und die Molkerei, weil sie selbst gern bei allem thätig war, und als solche durfte das junge, bescheidene Mädchen ihr wohl genügen.

„Wir können es ja versuchen, Fräulein Lina,“ sagte sie. „Es wird Ihnen hoffentlich nicht zu viel werden. Sie müssen im Sommer um vier und im Winter um fünf Uhr morgens auf dem Posten sein. Wie alt sind Sie eigentlich?“

„Ich werde zum Herbst siebzehn —“

„Allerdings noch sehr jung.“

„Aber ich bin an Arbeit und Frühaufstehen gewöhnt,“ entgegnete das junge Mädchen etwas verschüchtert. „Ich bin drei Jahre als Lehrling in einer großen Wirtschaft gewesen.“

So wurde Lina Bernhard auf dem Rittergute Zuchow in Hinterpommern Wirtschaftsfraulein.

„Hermine,“ sagte der alte Schäfer zu der Leutkeföchin, „uns Frölenche is awerks en junget Ding, un schmuck is sei doof, bloß keine roden Backen het sei nich, un so ne grote Dgen! Min Altsche, wat min Grotmodder was, seggt: „Lid mit sone Dgen warn nich old.““

Der alte Schäfer war die angesehenste Person im Dorf. Er besprach Blut und Feuer, legte Träume aus, konnte am Sylbesterabend voraussagen, ob jemand das nächste Jahr im Dorfe starb u. s. w.

Das Fräulein mit dem weißen Gesicht und dem stillen,



Balltoiletten für junge Damen.
(Beschreibung S. 46.)

dienstfertigen Wesen erfreute sich einer großen Beliebtheit auf dem Gute. Die Herrschaft selbst war sehr zufrieden mit ihr. An schönen Sommertagen genoss sie die Auszeichnung, mit der gnädigen Frau zusammen im Garten, unter der großen Linde, nachmittags Kaffee zu trinken.

Manchmal gefiel sich auch der gnädige Herr ihnen zu. Er war nicht mehr der jüngste — bald an die Vierzig heran; aber ein stattlicher Mann, der zu jeder Zeit eine Frau hätte bekommen können. Die Leute sagten: ihm wäre keine gut genug. Er suchte eine extra feine und gebildete — außerdem hatte er sich auch wohl zu sehr mit seiner Tante eingelebt.

Diese beobachtete ihn etwas mißtrauisch, seitdem er gegen seine sonstige Gewohnheit sich für den Nachmittagskaffee im Garten interessierte: sollten Fräuleins große Augen etwa der Anziehungspunkt sein? Freilich war in dem sonnverbrannten Trümmersicht des Herrn von Strachnig nichts von Tändelei oder gar Verliebtheit zu entdecken. Er saß gewöhnlich mit einem Buche dabei und sprach nicht mehr, als seine natürliche Schweigsamkeit es sonst ihm erlaubte, und das Fräulein bediente ihn mit so viel Ehrfurcht, daß man hätte böshast sein müssen, um etwas Verhängliches darin zu finden.

Einmal, morgens früh, suchte das Fräulein den Gärtner im Garten, um sich das Gemüse für den herrschaftlichen Tisch auszusuchen. Ein Himmel von strahlendem Azur lächelte hernieder; die Sonne vergoldete die Luft, im Grafe funkelte der Tau, auf den Beeten gaukelten Schmetterlinge, und in den Bäumen sangen und zwitscherten die Vögel.

Fräulein Lina stand einen Augenblick und schaute mit leuchtendem Antlitz auf die morgenfrische, duftende Pracht: wie wunderschön das alles war! Ja, die ganze Welt erschien ihr schön — ihr armes kleines Leben dazu. Früher war das anders gewesen. Wie ein Laßtler war sie sich vorgekommen. Von einer Arbeit in die andre gehegt — keine Erholung, keine Freude, keine Aufmunterung! Jetzt nur freundliche Gesichter und gute Worte. Spielend ging ihr die Arbeit von den Händen. Die gnädige Frau stets gütig und teilnehmend. Neulich hatte sie ihr von ihrer Kindheit erzählen müssen, von den Schwestern, die in Berlin waren, und dem einzigen Bruder, dessen sie sich kaum erinnerte, der aber ein Künstler geworden war.

Ach Gott — bei der Tante Tischlermeister hatte man sich nur um sie bekümmert, wenn es was zu schelten gab, und der Dunkel — ein schroffer und roher Mann — warf ihr bei mancher Gelegenheit vor, daß sie seinen eigenen Kindern das Brot fortesse. Wie überflüssig, wie jämmerlich war sie sich dann jedesmal vorgekommen!

Hier dagegen that man ja, als ob sie recht jemand wäre! Alle Leute hatten Respekt vor ihr. Die Knechte und sogar die Inspektoren nahmen die Mühe ab, wenn sie guten Tag sagten, und der Herr selbst — sie hätte es nicht geglaubt, wenn sie es nicht gestern erst erlebt hätte. Als ihr am Kaffeetisch im Garten der Häfelhaken fortfiel, da hob er ihn ihr auf und sah sie so freundlich dabei an, daß sie sich fast schämte, so zart und gut behandelt zu werden.

„Guten Morgen, Fräulein!“
Sie bekam einen Schreck: das war der Herr in Person! Wieder lächelte er so gütig, daß sie Herz klopfen bekam.

„Hat das schöne Wetter Sie so früh in den Garten gelockt?“
Das Fräulein sagte nein. „Sie wollte mit dem Gärtner wegen des Gemüses sprechen; es wäre aber so schön gewesen, daß sie nicht hätte vorbei laufen können. Nun wollte sie auch gleich ihren Geschäften nachgehen.“

„Die laufen Ihnen nicht fort,“ sagte Herr von Strachnig. „Ich habe den Gärtner eben ins Treibhaus geschickt. Ein paar Ranken von dem Topfwein waren losgegangen. Kommen Sie mit! Ich zeige Ihnen meine schönsten Rosen.“

Die standen auf einem Beet beim Herrenhause, das ganz versteckt im Park lag. Sie hatte nie so was Schönes gesehen als diese hochstämmigen Rosen, die in der Morgenfrische dufteten, als ob sie eine Seele hätten. Ihr wurde zu Mute wie in der Kirche. Sie wußte es nicht, daß sie die Hände faltete und daß ihr junges Gesichtchen die Andacht ihres Gemütes wiederpiegelte.

Herr von Strachnig aber bemerkte es. „Du bist wie eine Blume, so hold und schön und rein.“ Das Wort schwebte ihm auf der Lippe — in einem stillen, träumerischen Lächeln. Dann pflichtete er eine halberblühte weiße Rose, duftig und taufeucht in den zarten, grünen Blättern, wie gerade erst von der Sonne wachgeküßt: „Hier, Fräulein.“

„O — Herr von Strachnig,“ stammelte sie, „die ist doch viel zu schön für mich.“

„Nicht doch. Ein großer Dichter sagt: ‚Sweet to the sweet!‘ Sie kennen wohl nicht Englisch.“

„Ach nein.“

„Es macht nichts,“ entgegnete er lächelnd. „Die Hauptsache ist, daß es zutrifft.“

Er ließ sie gehen; aber ihr unschuldiges Erröten, als sie die Rose in die Hand nahm, und das Leuchten in ihren großen, dunklen Kinderaugen blieben bei ihm und legten sich so warm und wohnig um sein altes Junggefellensherz, daß es träumte, es wäre ein neuer Frühling angebrochen.

Zu Herbst, als es an die Kartoffeln- und Rübenerte ging, kam ein Haufe polnischer Schnitter aufs Gut — unter ihnen einige Trunkenbolde, mit denen die andern Leute nicht gern zu thun hatten; es waren indes weitere Arbeitskräfte nicht aufzutreiben.

Zu der großen Gefindestube teilte das Fräulein das Besserbrot aus: dicke Schrotbrotschnitten, mit Butter bestrichen, und Gerstenkaffee dazu.

Es war am Sonnabend. Nach der Arbeit einer langen müdlichen Woche war der Durst nach Schnaps bei vielen so groß, daß sie sich beim Fräulein aufs Betteln legten.

„Bloß kleines — kleines Wodki,“ brummte ein junger Kerl, der als notorischer Säufer bekannt war. „Ich hab' Koffin. Wodki kleines macht Magen gesund.“

„Schämt euch was,“ sagte das Fräulein mit der naiven Zuchtlosigkeit eines altklugen Kindes. „Wenn ihr Schnaps getrunken habt, dann prügelt ihr eure Frau. Kaffee ist viel gesünder. Habt ihr wirklich Magenschmerzen, dann soll euch eure Frau warme Umschläge machen. Ich werde ihr Bescheid sagen.“

„Nix Umschläge. Schlag' ich Frau meiniges Knochen entzwei mit Umschläge. Wodki warmes besser, jerr viel besser.“
Gierig suchten seine Blicke dabei die diebäugliche Flasche auf dem hintern Ende des langen Tisches, an dem das Fräulein den Kaffee einschenkte.

„Das ist kein Schnaps, sondern Essig,“ belehrte sie ihn. „Den bekommen unsere Knechte mit Wasser vermischt, wenn sie Durst haben. Der Herr hat's ein für allemal verboten: Branntwein gebt's bei uns nicht — basta!“

Zu diesem Augenblick kam Herr von Strachnig herein. „Was soll's?“ herrschte er den Burschen an. „Hat der Kerl sich etwa ungebührlich betragen? Euch kenne ich, Kreschki. Wenn mich eure Frau und Kinder nicht dauerten, hätte ich euch längst zum Henker gejagt. March hinaus!“

Er packte den jungen Burschen beim Kragen. Dieser starrte ihn an wie ein lauerndes Tier. Als er sich aber ergriffen und fortgeschubst fühlte, stieg ihm die Schnapswut zu Kopfe.

Mit seiner Bleckkanne, in der er den Kaffee für sich und seine Frau holen sollte, zielte er nach dem Gesicht des Besizers, traf aber nicht diesen, sondern Fräulein Lina, die dazwischen gesprungen war, um den Schlag abzuwehren. Sie taumelte gegen den Tisch. Eine Weile hörte und sah sie nichts. Erst als ihr etwas warm und klebrig über das Gesicht rieselte, kam sie wieder zu sich.

„Schnell, Wasser und Essig — Tücher!“ hörte sie Herrn von Strachnig rufen. „Wilhelm soll anspannen und den Doktor holen — fahren, was die Pferde laufen können!“

Vieher Himmel — jetzt bemerkte sie auch, daß er es war, der sie hielt. Sie wäre vor Schreck just von neuem ohnmächtig geworden. Wenigstens wurde ihr so seltsam zu Mute, daß sie die Augen schloß und alles mit sich geschah ließ.

Frau von Töplin brachte Tücher und wusch ihr eigenhändig das Blut vom Gesicht. Das that wohl — besonders auf der Stirn, wo etwas wie Feuer brannte. Sie fühlte es aber kaum. Ihr war so wohl zu Mute wie nie. Sie dachte noch lange nachher, es wäre der glücklichste Augenblick ihres Lebens gewesen.

Sie mußte nun zu Bett gehen, so energisch sie sich auch dagegen sträubte: der Arzt und die Herrschaft bestanden darauf. Eine ganze Woche durfte sie ihre Stube nicht verlassen, und die Binde vor der Stirn mußte sie noch viel länger tragen.

Liebe Zeit, wie teilnehmend alle Leute waren! Als sie zum erstenmal heraustrat, wurde sie förmlich bestrahlt: Knechte, Mägde, Tagelöhner, auch der Schulmeister und die Inspektoren — alle wollten sie wissen, ob es ihr nun wieder gut ginge, und alle freuten sich, daß der Trunkenbold mit seiner Sippe über die Grenze gebracht worden war.

Frau von Töplin ließ sie bitten, auf die Gartenveranda zu kommen, wo der Kaffeetisch gedeckt war. Als sie hinkam, war nur der Herr da. Er erhob sich schnell und ging ihr entgegen. Ein Freudenstimmchen erhellte seine gedankenvolle Miene.

„Da haben wir unser Fräuleinchen endlich wieder — unser liebes, liebes Kind!“ sagte er bewegt. Er wollte ihr die Hände bieten; aber er begann sich eines andern — denn Frau von Töplin erschien in der Glashür.

Er blieb auch nicht zum Kaffee, und späterhin machte er sich die ausgeglichenen Tage auf dem Felde zu thun. Es war, als ob eine innere Unruhe ihn forttrieb. Zum Winter fielen dann die schönen Nachmittagsstunden ganz aus.

Als Fräulein Lina zum erstenmal die Binde abnahm, stand eine breite, rote Narbe auf ihrer Stirn. Herr von Strachnig prallte ordentlich zurück, als er sie sah, und seitdem bebte seine Stimme, so oft er mit ihr sprach. Lina hingegen lächelte, wenn sie in den Spiegel schaute. Ihr war diese Narbe heilig und teuer — ein bleibendes Andenken an den glücklichsten Augenblick ihres Lebens.

So rückte die Weihnachtszeit heran. Es gab viel zu thun. Fräulein regte die fleißigen Hände vom frühen Morgen bis an den späten Abend. Dafür war es nachher auch um so schöner. Etwas Neuliches von Festlichkeit und Bekehrung als am heiligen Abend in dem großen herrschaftlichen Saal hatte sie nie erlebt. Und wie viele schöne und nützliche Sachen lagen auf einem Tische eigens für sie! Zu guterletzt reichete Herr von Strachnig ihr ein kleines Etui mit einer feinen goldenen Halskette und einem Kreuz daran. Da stürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„Wie gut sind sie alle zu mir!“ stammelte sie. „Das habe ich garnicht verdient — wirklich nicht.“

Sie und die Inspektoren speisten diesen Abend mit an der herrschaftlichen Tafel. Da fiel es ihr auf, daß Herr von Strachnig bleich und traurig ausah. Sollte er Kummer haben? Wenn das wäre, wie gern hätte sie ihm helfen mögen! Wie konnte sie ihm danken für alle seine Güte.

Diesen Abend, als Fräulein Lina längst glücklich eingeschlafen war, hatte Herr von Strachnig eine lange Unterredung mit seiner Tante, bei der die Dame bald rot, bald bleich wurde. „Walter — sie ist doch noch das reine Kind, und du bist ein reifer Mann, selbst wenn wir alles übrige außer acht lassen — du darfst nichts Uebereiltes thun! Reise auf ein paar Wochen, oder laß uns sie fortschicken.“

„Das auf keinen Fall!“ fiel Herr von Strachnig der Dame ins Wort. „Vieher gehe ich. Du hast recht. Ich will mich selber prüfen, und sie — lieber Gott, sie ahnt ja nichts in ihrer Unschuld! Vielleicht ist auch dies nur ein Traum gewesen, wie alles Schöne in meinem Leben. Aber darum bitte ich dich, Tante, du hältst sie mir gut und hilfst sie wie deinen Augapfel! Gleich nach dem Fest reise ich.“

Frau von Töplin war froh, als der Diener die Koffer ihres Neffen packte: eine Leidenschaft bei einem reifen Manne, und noch dazu einem Träumer, wie ihr Neffe, konnte gefährlich werden.

Als das Fräulein es hörte, war es ihr, als ob ein Riß durch ihr innerstes Wesen ginge, dann sagte sie: „Lieber Gott, wie sollen wir bloß ohne den Herrn fertig werden!“

Etwas später, als sie in ihrer Stube bei der Lampe saß und den Weihnachtsbrief an ihre Schwester Thilde schrieb, klopfte jemand an, und — der Herr trat ein. Sie erhob sich. „Was befehlen Sie?“ wollte sie fragen, aber ihr versagte das Wort.

„Fräuleinchen, ich wollte Ihnen Lebewohl sagen. Ich verreise — auf längere Zeit. Hoffentlich bleiben Sie bei uns — recht lange — vorausgesetzt, daß Sie sich wohl bei uns fühlen. Thun Sie das?“

Seine Stimme klang so zart, so bewegt, wie noch nie jemand zu ihr gesprochen hatte. Ihre großen Kinderaugen, in denen ein schönes, aber noch unbewußtes Gefühl glänzte, füllten sich mit Thränen.

„So wohl — wie nirgends auf der Welt,“ murmelte sie. „Sie haben sich über nichts zu beklagen, auch über mich nicht?“

„Sie — o, Sie sind die Güte selbst, Herr von Strachnig.“
Er lächelte. Seiner ganzen Selbstbeherrschung bedurfte es, daß er das Kind nicht an sein Herz drückte — auf der Stelle. „Sie werden an mich denken, nicht wahr? Und wenn ich wiederkomme —“

Wenn er wiederkommt? dachte sie.
Aber er vollendete nicht: „Adieu, Fräuleinchen!“

Er nahm ihre kleine, von der Arbeit rauhe Hand; am liebsten hätte er sie an seine Lippen geführt, aber er wollte das Kind nicht beunruhigen.

„Reisen Sie mit Gott, Herr von Strachnig!“ flüsterte sie bewegt, und es klang wie ein Gebet.

Da beugte er sich nieder und küßte sie auf die Stirn — gerade auf die Narbe.

Fräulein Lina hatte sich erkältet. Sie achtete aber nicht darauf. Es stellte sich ein unangenehmer Husten ein, der nicht weichen wollte. Frau von Töplin bestand darauf, daß sie verschiedene Thees probierte und ein großes Tuch umnahm, wenn sie draußen zu thun hatte. Sie lachte: „Das bißchen Schnupfen!“ Bei der Tante Tischlermeister hatte sie ganz andre Dinge durchgemacht.

Der „Schnupfen“ wurde indes schlimmer. Wenn sie morgens durch die Kälte und den hohen Schnee nach dem Kuhstall ging, um das Melken zu kontrollieren, durchrieselten sie Schauer, die nie ohne Schmerzen irgendwo vorbeigingen, und wenn sie im Milcheller die Butter in der großen Wanne knetete, überfiel sie oft eine Schwäche, daß der kalte Schweiß ihre Stirn beugte.

Mehrere Wochen schleppte sie sich auf diese Weise hin, tapfer gegen das zunehmende Uebel ankämpfend, dann mußte sie eines Morgens liegen bleiben, und Frau von Töplin schickte nach dem Arzt.

Denselben Tag fragte die Dame sie dann, ob sie wohl mal ihre Schwestern sehen möchte.

„Ach ja, gnädige Frau!“ Sie denken doch an alles. Die Thilde am liebsten. Sie hat uns von klein auf immer bemuttert. Seit meiner Einsegnung habe ich sie nicht gesehen.“
„Ich werde selbst ein paar Zeilen schreiben, liebes Fräulein,“ sagte die Dame, mit Mühe ihre innere Bewegung unterdrückend. „Sie müssen sich vorläufig sehr ruhig verhalten.“

Was sie nachher in ihrem Zimmer schrieb, waren nur wenige Zeilen: „Ihre Schwester Lina ist schwer krank. Wenn es Ihnen möglich ist, kommen Sie sofort. Sollte ihr Leiden sich in die Länge ziehen, so würde ich mich genötigt sehen, sie in einem Krankenhaus unterzubringen. Ich möchte aber erst mit Ihnen Rücksprache nehmen.“

Frau von Töplin befand sich in einer schwierigen Lage. Alles — die ganze Wirklichkeit lag auf ihren Schultern. Dann — das arme Kind! Der Arzt hatte ihr wenig Hoffnung gemacht: wahrscheinlich würde es zu einer langsamen Auflösung führen. Was sollte sie ihrem Neffen schreiben? Sie hatte in ihrem letzten Brief angedeutet, das Fräulein laboriere an einem starken Luftröhrentarrh.

Er schrieb darauf fünf Seiten — aus Korfu — was alles gethan werden müßte, das „Kind“ zu schonen. Von seinem Herzen kein Wort. Sie fürchtete, es wäre noch nicht in das alte Geleise gekommen. Den Ausspruch des Arztes wollte sie ihm auf jeden Fall verschweigen. Helfen konnte er nicht, und wenn er käme, würden die Aufregungen und ihre Sorgen sich nur vergrößern.

Eines Tages trat sie sehr bewegt bei der Schwerkranken ein. „Raten Sie, liebe Lina, wer gekommen ist?“

„Der Herr?“
Sie saß aufrecht in ihrem sauberen, weißen Bett, an einer Lehne von Rissen. Ihre schneeweißen Wangen hatten eine zarte Röte bekommen; ihre Augen, übernatürlich groß und schön, leuchteten. Sie dachte, sie hätte geträumt, der Herr wäre da. Vielleicht war es aber nur ihre Sehnsucht nach ihm.

„Wie kommen Sie darauf, Kind?“ entgegnete Frau von Töplin beunruhigt. „Nein — zwei von Ihren Schwestern.“
Leise ging die Thür auf. Thilde stand da und wirkte lächelnd den Schmerzensschrei herunter, der sich gewaltig über ihre Lippen drängen wollte.

„Linden — unser armes, geliebtes Nesthäkchen!“ Sie kniete an ihrem Bette hin und schloß sie in die Arme.

Etwas abseits stand ein schlantes, wunderschönes Mädchen — bleich und sprachlos vor Erschütterung.

„Kennst du sie nicht, Linden?“ fragte Thilde, während ihr die Thränen über die Backen rollten. „Das ist ja ‚Maggie‘ aus Amerika — unsere liebe Grete.“

Lina schaute mit erstaunten Augen, ehrpuffelig — gerade wie das Kind von ehemals.

„Das — unsere Grete? Ach geh, Thilde — die sieht aus wie ein vornehmes Fräulein.“

Frau von Töplin dachte etwas Neuliches, als sie hinausging, um einen Imbiß für den Besuch servieren zu lassen. Gott sei Dank! Die nahmen ihr jetzt wohl das arme Kind ab. Ob man ihnen Geld für die Pflege anbieten konnte? Mit der einen hätte sie nicht viel Umstände gemacht; aber die andre — nun, man konnte es noch überlegen.

Die Amerikanerin kam bald herans und ersuchte Frau von Töplin, ihnen eine Unterredung mit dem Arzt, der ihre Schwester behandelte, zu ermöglichen. Die Dame ließ ihn sofort holen.

Er sprach sich ziemlich schonungslos gegen die Schwestern aus und riet, die Patientin in ein Krankenhaus zu bringen — was um so notwendiger sein dürfte, da — wie er gehört hätte — sie eine Waise wäre, und von den Verwandten sich schwerlich jemand mit einer langen, schweren Krankenpflege befassen könnte.

„Wir haben jetzt ein Heim,“ sagte die Amerikanerin ruhig, während Thilde in ihr Taichentuch weinte. „Wir werden sie am besten selbst pflegen. Ich wollte nur wissen, ob sie den Transport nach Berlin aushalten könnte.“

Als Lina hörte, daß sie fort sollte, ereiferte sie sich beinahe. „Um so ein bißchen Erkältung soll ich Ihnen die ganze Arbeit auf dem Halbe lassen, gnädige Frau? Was wird der Herr dazu sagen?“

Frau von Töplin versprach, eine Anstalt zu nehmen. „Aber nur auf vierzehn Tage!“ sagte Lina. „Dann bin ich wieder hier.“

Den nächsten Morgen kleideten die Schwestern sie an. Auf dem Hofe hielt schon die Kutische, in der sie alle zusammen nach dem Bahnhof fahren sollten.

Lina war vertriebt. „Man liegt sich ganz feif und schwach,“ jagte sie, nach Atem ringend. „Ich hätte längst aufstehen sollen!“ Und alle die Tücher und Mäntel sollte sie umnehmen? Sie hätte gern gewußt, warum man sie bei dem schönen Wetter so einmummelte.

Das Gefinde und die Leute aus dem Dorf waren inzwischens zusammengelaufen. Sie wollten ihr Fräuleinchen noch einmal sehen. Man hatte munkeln hören, es stände schlimm mit ihr. Als sie nun von ihren Schwestern fast getragen herauskam, und nur ihr weißes Gesicht mit den dunklen Augen zu sehen war, drängten sich alle an sie heran — auch die beiden Insektoren fehlten nicht.

„Gute Besserung, Fräuleinchen!“
„Adjäs, Frölen!“

Sie nickte und lächelte nach links und rechts. Ihre Wangen färbten sich vor Freude, und ihre Augen glänzten wie zwei Sterne. So viel Liebe und Ehre ihr! Sie konnte es kaum fassen. Es machte sie ganz schwach.

Ehe man sie dann in die Kutische hob, machte sie eine Pause. Der alte Schäfer kam herangehumpelt.

„Zi will man ook adjäs seggen, Frölenche!“

Lina reichte ihm die Hand. Zum erstenmale stiegen die Thränen jetzt in ihre Augen.

„Vatens man gaut jin, Frölenche,“ jagte der alte Mann mit zitternder Stimme, daß er, der Greis, das Kind trösten mußte. „Man möten wi all; de ein' alt, as ik bin, un de anne jung as Sei — na, denn adjäs ook!“

„Grüßen Sie den Herrn von mir, Schäfer!“

„Joa, dat wil 'k daun —“ Er wischte sich mit seinem Taschentuch die Augen.

Die Kutische wurde geschlossen. Das schöne Gesicht der Amerikanerin grüßte noch einmal heraus, nach der Freitreppe hin, wo die Edelfrau stand. Dann zogen die Pferde an, und zugleich brachen die Mägde und Weiber in lautes Schluchzen aus.

„Koamens bald wedder, Frölenche,“ riefen ein paar ihr nach. Aber der alte Schäfer schüttelte bedächtig den Kopf: „Nee, sei kümmt nich wedder! Nee, nee, sei kümmt nich.“

Er behielt recht. Als die Weichen blühten, ruhte Fräuleinchen, das Nesthähnchen, da, wo es ein für allemal zu Hause war: auf dem Friedhof, und Blumenkränze schmückten ihr kleines Bett — die Blume schlummerte unter Blumen.

Wenige Tage nachher, als zwei von ihren Schwestern herauskamen, um frische Maiglöckchen auf den Hügel zu pflanzen, trafen sie dort einen stattlichen Herrn, der mit entblößtem Haupte stand, als ob er betete. Zu seinen Füßen, auf dem Grabe, lag ein duftiger Kranz von weißen Rosen und Weichen, so groß, daß er es ganz bedeckte.

Befremdet blickten die beiden jungen Mädchen den Herrn an, der grüßend beiseite trat.

„Sie kannten unsre Schwester?“ fragte die Amerikanerin ihn endlich.

„Ja. Ich habe sie — geliebt; aber ich hatte nicht den Mut, es zu bekennen, weil ich ein alter Mann war, und sie ein Kind.“

„Sie sind Herr von Strachnitz?“

Er bejahte.

„Dann trösten Sie sich, mein Herr,“ jagte die Amerikanerin leise, „in dem Bewußtsein, daß unsre Schwester alles, was ihr je von Glück im Leben zufiel, Ihnen verdankte. Sie starb glücklich und dankbar in der Erinnerung an Sie. Die goldene Kette mit dem Kranz haben wir ihr mit ins Grab geben müssen.“

In dem Fliederstrauch nebenan schmetterte eine Drossel ihren Liebesjubel in den blauen Aether. Auf allen Gräbern grünte und blühte es. Lachend mit vollen Händen freute der Frühling Blumen auf die Verwesung und hüllte den Schmerz der Menschen in Duft und Sonnenglanz.

Aber dem stillen Manne, der zwischen den Gräbern einsam seinen Heimweg antrat, war es, als gäbe es für ihn keinen Frühling mehr und keine Blumen, weil er die eine, die an seinem Wege blühte, nicht in sein Haus und an sein Herz genommen hatte, ehe der Tod sie entblätterte.

(Fortsetzung folgt.)

Was das Volk liest.

Von Irma v. Troll-Borostyáni.

Nachdruck verboten

Seif wagt die Schlacht in der zeitgenössischen Litteratur und Kunst zwischen den an überkommenen ästhetischen Anschauungen festhaltenden „Alten“ und den mit Vorliebe sich die „Modernen“ nennenden, neue Bahnen suchenden Jungen und Jüngsten. Und posierlich ist es, daß während die Richtung der ersteren von der letzteren mit wegweisendem Tone als eine absterbende bezeichnet wird, umgekehrt die Aelteren nicht müde werden, zu erklären, daß die künstlerische Richtung der Neuen, obwohl kaum geboren, doch bereits wieder glücklich überwunden und tot sei. Aber von den Absterbenden und von den Toten wird mit Feder und Pinsel gar lustig weiter fabuliert.

Wozu der Lärm, warum der Krieg? — Der ästhetische Dogmenglaube ist schuld daran! Das auf die sakrosankte Unfehlbarkeit der eigenen Richtung bauende Vorurteil, das über alles, was sich ihr nicht gehorsam anknüpft, hoffärtig den Stab bricht! Als ob nicht das Talent, und nur das Talent es wäre, das dem Werke der Dichtenden und bildenden Kunst seinen Wert giebt, ihm seinen Stempel aufdrückt, nicht aber die ästhetische Richtung! Als ob ein von der aus den dunklen Tiefen des Menschheitsjammers schöpfenden dramatischen Kraft Gerhardt Hauptmanns durchschüttertes, unbefangenes Gemüt sich nicht auch an den feincivilisierten, novellistischen Meisterwerken eines Paul Heyse erfreuen könnte!

Der auch in der litterarischen Produktion zu Tage tretende Herdentrieb des Menschen liegt der Erscheinung zu Grunde, daß, sobald irgend ein hervorragendes Talent kraft der Eigenart seiner schöpferischen Begabung eine von der herkömmlichen Schablone abweichende Dichtung unter die stumpfen Geistes die breitgestampften Wege wandelnde Menge schleubert und mit seinem Werke einen bedeutenden Erfolg erringt — denn der Erfolg ist natürlich die Hauptsache! — daß dann

flugs eine ganze Schar halber und Viertel-Talente diesem neu-aufgetauchten Genius nachstürmt, die von ihm erfundenen Weisen nachzwittern und im Handumdrehen die originelle Eigenart seiner poetischen Individualität zu einer neuen litterarischen Richtung verallgemeinert. Die Richtung wird zur Mode und übt, wie jede andre Mode, ihren unwiderstehlichen Zwang aus: einen die dichterische Produktion aber in hohem Grade schädigenden Zwang, indem er durch Hemmung der freien Entwicklung künstlerischer Individualitäten der Hervorbringung wertvoller Kunstwerke hinderlich ist.

Jedes Talent vermag die innerhalb der Grenzen seiner Begabung liegende reichste Entfaltung seines Könnens nur in der Verfolgung der von der Eigenart seiner Anlagen vorgezeichneten Richtung zu erreichen. Wer seiner individuellen Naturanlage Gewalt anthut, wer im Hinblick auf den herrschenden Geschmack seine Werke nach einer gegebenen Schablone entwirft, wird niemals wahrhaft Vortreffliches leisten. Wer auf seiner künstlerischen Entwicklungsbahn mit gebundener Marschroute vorwärts schreitet, kann niemals die höchste Stufe seiner persönlichen Leistungsfähigkeit erklimmen, wird niemals dazu gelangen, das Beste zu schaffen, was er zu schaffen vermöchte.

Im Gegenteil werden auf diese Weise die einzelnen Talente in ihrer natürlichen Entfaltung und Vervollkommnung behindert und wird die Litteratur gerade der bessern Werke, die geschaffen werden könnten, beraubt, während die genialen, fabrikmäßig gearbeitete Drogenware in großen Massen produziert wird. Sehr wahr ist Anselm Feuerbachs, des Malers, Wort: „Jemand, der sich nie fragt: was bewegt mir die Seele?, sondern stets: was mag wirken?, verurteilt sich selbst.“

Genie läßt sich nicht durch Nachahmung erreichen. Nur der Dichter wird Vorzügliches zu schaffen vermögen, der seinen Geist vom Joche des augenblicklichen Geschmacks frei hält, der unbekümmert um die eben herrschende Geschmacksrichtung, mit freiem Blicke in das Weltbild und in die eigene Seele tauchend, seiner tiefsten Empfindung, seiner wahrsten Ueberzeugung, der Eigenart seiner spontanen Impulse kühnen Mutes Ausdruck giebt und ohne slavische Nachbeterei berühmter Muster in seiner Dichtung ganz er selbst ist.

Das Meisterwerk eines Bekleidungskünstlers wird freilich um so vortrefflicher gelingen, je mehr er es dem gegebenen Maße der Körperformen anzupassen weiß, an die sich anzuschmiegen es bestimmt ist — aber die Dichtkunst?

Doch so viele Wandlungen die jeweilige Geschmacksrichtung im Laufe der Zeiten schon durchgemacht hat — ein Zweig der litterarischen Produktion ist vom launischen Scepter der Mode unberührt geblieben: die Romanfabrikation für die untern Schichten des Volkes, der durch Kolportagebetrieb in die Küchen und Vorzimmer, in die Keller- und kleinsten Hofwohnungen dringende „Hintertreppenroman“ bleibt mit einem Konseratismus ohne gleichen unwandelbar auf derselben Stufe seines ethischen und ästhetischen Unwertes.

Während von gewisser Seite ein erbitterter Krieg gegen die für die Wahrheit kämpfende, moderne realistische Litteratur geführt wird und man es versucht, den, um der edsten, freien Sittlichkeit willen, auf die moderne Höhere-Töchterchulen-Prärie keine Rücksicht nehmenden Dichter mundtot zu machen, nimmt sich niemand die Zeit und Mühe, seine Aufmerksamkeit der die geistige Gesundheit des Volkes vergiftenden Schund- und Schandlitteratur zuzuwenden.

Ist es etwa gleichgültig, welche Art geistiger Nahrung dem Volke, jener großen Masse von Menschen, die gerade noch lesen und schreiben gelernt hat und der die Erzeugnisse des vornehmen Schrifttums unzugänglich sind, durch die Lektüre zugeführt wird? Man greife einmal aus der Jahr um Jahr von gewissen Verlagshandlungen in massenhafter Zahl hervorgebrachten und durch Kolportagebetrieb abgesetzten Schauromane beliebig ein Duzend heraus und prüfe sie auf ihren Wert! Die landläufige Moral kommt bei ihnen zwar ganz gut weg. Die bekannte Schablone, der leidenden Tugend schließlich ihre Belohnung, dem Laster und Verbrechen seine Bestrafung zu teil werden zu lassen, wird getreulich als Richtschnur befolgt. Und man kann sie auch meist keines gerade unzüchtigen Inhalts anklagen. Trotzdem aber wirken diese elenden Machwerke recht entfittlichend, verrohend und verdummend. Freilich nicht auf den sie etwa zur Hand nehmenden gebildeten Leser, der über die schwere Menge der darin sich abspielenden Mordthaten, Unterschübe und Vertauschungen von Kindern, Entführungen junger Mädchen und Frauen, Einkerkelungen frommer Unschuld in tiefe, nachtschwarze Burgverließe oder sonstige graufige, unterirdische Gefängnisse und ähnliche Schauergeschichten lächelt — wohl aber auf die Masse der ungebildeten oder mangelhaft gebildeten Bevölkerung, deren Phantasie erhitzt, deren Lebensanschauung irreführt, deren Gemüt verwildert und deren von einem engen Horizont beschränktes Denken mit einer Flut wüster Bilder überladen wird. Und was der Text etwa noch zu wünschen übrig läßt, wird durch frasse Illustrationen nachgeholt, in welchen selbstverständlich gerade die „pacendsten“, d. h. die gräßlichsten Szenen der ganzen Handlung im Bilde dargestellt werden. Wer nicht schon auf die dem Umschlag jeder Lieferung aufgedruckten, plumphen Reklamen und auf die verheißungsvollen Titel, wie beispielsweise: „In den Tod getrieben — Unschuldig zum Tode verurteilt — Die Braut des Mörders — Des Scharfrichters Tochter — Das Vermächtnis des Gerichteten“ und tutti quanti hereinfällt, der thut es sicher auf die Illustrationen, die die Neugier und die dem Ungebildeten eigentümliche Lust an rohen Sensationen reizen. Und so viele lassen sich locken, so leicht ist es, den Köder nach der Seite des nach Aufwiegelung der Phantasie, nach dem süßen Behagen des Grusels Lüsternen Volkes auszuwerfen, daß das Geschäft der Hintertreppenroman-Fabrikation heute vortrefflich blüht und die, die es schwinghaft betreiben, zu reichen Leuten macht.

Auch ein Teil der volkstümlich geschriebenen, weil für die breiten Schichten des Volkes berechneten Kriminalromane gehört in diese Kategorie verderblicher Litteratur. Sie bieten förmlich eine Schule des Verbrechens dar. Mit Aufgebot aller Mittel, um eine wirksame Spannung zu erzielen, wird die verbrecherische That vom ersten Augenblicke des Entschlusses an mit allen Einzelheiten der Ausführung und dann der wilde Kampf des Verbrechers gegen die sühnende Gerechtigkeit, alle seine Listen und Kniffe, seine Lügen und Verdröhlungen, um die Entdeckung seiner Missethat zu verhindern, in breiterer Ausführlichkeit und plastischer Lebendigkeit erzählt. Der Leser macht alles mit. Er gewinnt Interesse an dem Uebelthäter. Mit der wachsenden Spannung, ob das verübte Verbrechen zur Auf-

deckung gebracht wird, feimt und steigert sich der Wunsch, daß es der Schlaueit des Thäters gelingen möge, der Entfaltung seines Vergehens und der ihr folgenden Strafe zu entkommen. Schließlich wird dann doch die Entdeckung durch irgend eine Ungeschicklichkeit des Thäters, durch einen Mißgriff, durch seine Außerachtlassung irgend eines ihm unbedeutend scheinenden oder seiner schlaun Berechnung sich entziehenden Nebenumstandes herbeigeführt. Die Fäden des geschickt gesponnenen Netzes umspannen ihn, er wird entlarvt, zur Verantwortung gezogen und der Strafe überliefert — und dem Roman ist der sattem bekannte moralische Abschluß gegeben. Im Hirn des Lesers aber springt unwillkürlich ein leises Bedauern auf über die die Entdeckung herbeiführende Unbedachtsamkeit des Verbrechers, den seine Schlaueit einmal im Stich ließ. „Das und jenes, wodurch die Entdeckung herbeigeführt werden konnte, hätte er nicht thun sollen,“ denkt der Leser. „Wenn ich an seiner Stelle gewesen wäre, hätte ich es nicht gethan, ich hätte so oder so gehandelt, und dann wäre die Sache nicht herausgekommen.“

Nun liegt es auf flacher Hand, daß solche Litteratur gefährlich und verderblich wirken muß! Es fällt mir natürlich nicht ein, behaupten zu wollen, daß die Lektüre eines spannenden Kriminalromans in jedem Leser die Neigung, ein Verbrechen zu verüben, erwecken müsse. So viel aber steht fest, daß sie, indem sie die Phantasie, das Gemüt und die Gedanken des Lesers dem Denken und Thun des Verbrechers nahe bringt und hierfür lebhaftes Interesse erweckt, keineswegs eine sittliche Wirkung — Mitleid oder Abhien — zu erzielen vermag, sondern nur eine gefährliche Vertraulichkeit mit dem verbrecherischen Denken und Wollen bewirken kann!

Man mißverstehe mich nicht. Wenn ich von dem als Volkslektüre dienenden Kriminalroman spreche, so habe ich natürlich nicht beispielsweise das großartige, psychologische Seelengemälde eines Verbrechers im Auge, wie Dostojewski es in seinem „Kaskolnikow“ geschaffen hat. Derartige Meisterwerke der Weltlitteratur sind jenen Schichten des Volkes, deren Verlesung mit Kolportageromanen gestillt wird, nicht zugänglich, und wenn sie ihnen in die Hände kämen, würden sie sie kaum lesen, da der Mangel einer mit groben Knalleffekten gespickten Handlung in ihnen kein Interesse an solcher Lektüre erwecken ließe. Der Geschmack dieser Massen ist eben durch das ihnen sonnequent dargebotene, miserable Lesefutter so gründlich schon verdorben, daß er daran Gefallen findet und litterarische Erzeugnisse höherer Ordnung meist gleichgültig von sich weist.

So stehen wir mitten in dem fehlerhaften Zirkel, daß die Geschmacksverderbnis der in Rede stehenden Bevölkerungskreise die für sie berechneten Litteraturerzeugnisse fortwährend verschlechtert, indem ein Autor den andern, ein Verleger den andern, damit die Romane „ziehen“, an wüster Kraft der dargebotenen Lektüre überbietet, und daß wiederum diese elende Schundlitteratur den Geschmack des Volkes immer weiter verdirbt und verroht. Und damit ist es nicht abgethan. Die Frage nach Wert und Wesen der Volkslitteratur ist keineswegs von bloß ästhetischer Bedeutung.

Das Volk hat mit der Jugend die Leichtempfindlichkeit, die naive Ursprünglichkeit der Empfindung, die lebhaft und leicht aufzustachelnde Phantasie gemein. Und diese Eigenschaften sind es, die den durch die Lektüre hervorgerufenen Eindrücken den tiefsten, nachhaltigen Einfluß auf die Charakterbildung verleihen. Man täusche sich über die Macht dieses Einflusses nicht, weil es so schwierig ist, das verschlungene Fadenengeweir von Ursache und Wirkung aufzudecken.

Die Erfahrung lehrt, daß der Fall eines sensationellen Verbrechens oftmals rasch nachfolgende Verübung ähnlicher Verbrechen nach sich zieht. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß die leicht bewegliche Phantasie des Ungebildeten durch die allgemeine Erregung, welche die begangene Missethat mit allem, was daran hängt, hervorruft, im höchsten Grade erhitzt und sein ganzes Vorstellungsvermögen in den Bannkreis des verübten Verbrechens gelenkt wird. Und in sittlich schwachen, aber gewaltthätigen Gemütern wird durch die Anfüllung der Phantasie mit Bildern des Verbrechens im Verein mit dem dem Menschen eigenen atavistischen Nachahmungstrieb unwillkürlich der Drang geweckt, ein ähnliches Verbrechen zu begehen.

Eine gleichartige, wenn auch nicht ebenso tiefe Wirkung, wie die einer in Wirklichkeit ausgeführten That, übt die durch wiederholte Lektüre hervorgerufene Aufreizung der Phantasie, ihre Vollprospung mit abenteuerlichen Vorstellungen der in solchen Schundromanen erzählten wilden oder heimtücklichen Gewaltthaten, wozu noch die durch solche Lektüre systematisch betriebene, grenzenlose Verdummung zu rechnen ist. Und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Rohheit, die moralische Verderbnis und die unzureichende geistige Entwicklung, die in den untersten Schichten der Kulturvölker als eine traurige Erscheinung zu Tage treten, zum großen Teil auf die üppige Blüte des bezeichneten Litteraturzweiges zurückgeführt werden können.

Und nicht genug an dem, wird durch die in Rede stehende Schundlitteratur noch ein andres Gift in die Volksseele geträufelt. Um dem Volke zu schmeicheln und durch diese plumpe Schmeichelei möglichst viele Leser, d. h. Abnehmer der „litterarischen Werke“ zu ergattern, wird die feine List angewendet, alle in diesen Romanen ihre Rolle spielenden menschlichen Scheufale den gebildeten, vornehmen oder beizenden Gesellschaftsklassen zu entnehmen, in allen den niederen und niedersten Ständen entnommenen Romanfiguren aber regelmäßig die Personifikation leidender, verfolgter Tugend und Unschuld darzustellen und gleichzeitig die aus der Ungleichheit der wirtschaftlichen Ordnung sich ergebenden Vorteile des Reichthums und höheren Ranges und den auf den Parias der Gesellschaft lastenden Druck der Not und der Rechtlosigkeit in grellen, zumeist sehr übertriebenen und der Wirklichkeit nicht entsprechenden Farben zu beleuchten: Auch zahlreiche, im Gewande sozialpolitischer Flugblätter erscheinende, keineswegs aber die soziale Frage in objektiver, vorurteilsloser und daher nutzbringender, weil aufklärender Weise behandelnden, sondern lediglich auf Aufreizung der niedrigsten Triebe der rohen Massen berechnete Druckschriften stoßen leider in dasselbe Horn. Hierdurch wird der Haß geschürt, die Erbitterung der Armen und Elenden gegen alles genährt, was durch höhere Stellung, durch Besitz, durch Bildung oder günstigere Erwerbsverhältnisse über sie emporragt.

So wahr es ist, daß die bestehenden volkswirtschaftlichen Verhältnisse mit ihren Bergen von Reichthümern neben entsetzlichen Abgründen von Not und Elend einer grundlegenden, eine

gesunde, gleichmäßige Zirkulation schaffenden Reform bedürfen; daß es als eine unerläßliche Aufgabe erkannt werden muß, diese große Frage allmählich einer Lösung entgegenzuführen — eine Aufgabe, an deren Bewältigung alle um das leuchtende Banner des Kulturfortschrittes sich scharenden Geister unserer Zeit arbeiten und die, trotz aller Tiraden der Apostel des Rückschritts, die der fortschrittlichen Entwicklung ausgleichender Gerechtigkeit gern ein Bein stellen möchten, ihre befriedigende Lösung finden muß und wird; ebenso sicher wahr ist es auch, daß die Aufschmelzung der dunklen Leidenschaften wüsten Hasses und dumpf wühlenden Grolles zur Lösung dieser Aufgabe nichts beizutragen vermag, sondern im Gegenteil die Gefahr in sich birgt, die Erreichung des Zieles nur in Frage zu stellen. Es ist Pflicht, gegen solche, durch derartige Litteraturerzeugnisse unausgeleitet fortwirkende Schädigung der geistigen Gesundheit des Volkes Stellung zu nehmen. Hiermit steht man aber vor der Frage, auf welche Weise dies am besten geschehen könne.

Meines Erachtens giebt es hierfür nur ein scheinbar sehr naheliegendes und doch noch nicht versuchtes Mittel, welchem man eine durchgreifende Wirksamkeit voraussagen könnte: die Verdrängung der bestehenden und alljährlich massenhaft aufs neue produzierten Schundlitteratur durch gute Volksschriften, durch Heranziehung des Volkes, das die stärkste Absatzquelle für den Hintertreppenroman bildet, zur Lektüre guter und wertvoller Litteraturerzeugnisse! Man wird mir entgegen, daß der bezeichnete Weg ja bereits durch Errichtung vorzüglicher Volksbibliotheken u. dergl. betreten sei. Und es ist un-leugbar, daß diesen Büchereien ein hervorragendes Verdienst um die Förderung des sittlichen Fortschrittes und Hebung der allgemeinen Volksbildung zuerkannt werden muß und daß deren Mehrung der ausgiebigsten Unterstützung seitens der Regierung und reicher Menschenfreunde im höchsten Grade würdig ist. Dennoch aber bilden die Volksbibliotheken kein genügend durchgreifendes Mittel zur Verdrängung der Kolportage-Schundlitteratur. Und zwar aus dem Grunde, weil die Massen der Bevölkerung sich an den Genuß der durch diese Lektüre ihnen dargebotenen brutalen Sensationen gewöhnt haben und von diesem Vergnügen nicht lassen wollen, die in die Volksbibliotheken aufgenommenen Werke aber meist ungeeignet sind, dieser ihrer Geschmacksrichtung zu entsprechen. Und diese Massen sind zahlreich, sonst könnte der Kolportagehandel nicht so schwunghaft betrieben werden. Die Folge hiervon ist, daß nur der erstere, der gebildete und bildungsstrebende Teil der Arbeiterschaft die Befriedigung seines Lesebedürfnisses in den bezeichneten Anstalten sucht, während die große Masse des Volkes nach wie vor seine paar Zehnpennigstücke dem Kolporteur in die Hände drückt, um bei der neuen Lieferung solch eines elenden Machwerkes sich wieder an den darin erzählten Schandthaten gruselig zu ergötzen. Demgemäß zeigt es sich in der That, daß die Fabrikation und der Absatz des Kolportageromans üppig weiterblüht, während die Anzahl der Buchbenützungen in den allgemein zugänglichen Bibliotheken der Großstädte im Verhältnis zur Einwohnerzahl bisher bedauerlicherweise nur sehr schwach ist.

Soll der segensreiche Krieg gegen die in Rede stehende, die geistige und sittliche Hebung des Volkes im Keim erstickende Litteraturgattung von Erfolg gekrönt werden, so muß er auf das von letzterer noch vorwiegend beherrschte Gebiet hinübergepielt und — was ebenso unerläßlich — mit denselben Waffen geführt werden, mittelst deren dieses Gebiet von jener erobert wurde und zur Zeit noch behauptet wird. Dies kann also nur durch ein geschicktes Konkurrenzunternehmen geschehen. Eine Verlagsgesellschaft hätte gute Volkssromane — sowohl Originalarbeiten als auch Uebersetzungen geeigneter Werke — zu erwerben und ganz in derselben Weise wie die bekannten Kolportageroman-Verleger lieferungsweise durch Kolportagevertrieb zum Absatz zu bringen. Allerdings müßte der Kaufpreis dieser Volkssromane billiger gestellt werden, als der übliche Preis der Kolportageromane ist. Und einen großen, pekuniären Nutzen würde das Unternehmen freilich nicht abwerfen. Doch soll es ja auch gar nicht die Rolle eines „guten Geschäftes“ spielen, wie ja auch die unzweifelhaft als eine dem Volkswohl und dem intellektuellen und ethischen Fortschritt des Menschengeschlechtes dienende Macht anzuerkennenden Volksbibliotheken, die dem Volke unentgeltlich gute Lektüre darbieten, ihren Gründern keinerlei materiellen Gewinn einbringen.

Nächst dem niedrigen Kaufpreis wird aber auch selbstverständlich die zweckdienliche innere Gestaltung der Romane eine Bedingung zur Erreichung des gesteckten Zieles bilden. Mit den besten Romanen nach dem Zuschnitt der von dem gebildeten Durchschnitts-Lesepublikum beliebtesten Autoren, wie Freitag, Haackländer, Gerstäcker, Dickens, Ebner-Eschenbach u. s. w. würde man nie und nimmer den gewünschten Erfolg erreichen. Die zu gewinnenden, noch an die phantasierregende Lektüre der ihnen lieb und vertraut gewordenen litterarischen Ware gewöhnten Volkskreise würden derartige Erzeugnisse des Schrifttums gelangweilt aus den Händen legen. Mit dem verdorbenen, nach heftigen Sensationen lüfternen Geschmack der Massen muß gerechnet werden, um sie allmählich zur Empfindlichkeit feinerer und edlerer ästhetischer Eindrücke heranzuziehen. Sollen die anstelle der bezeichneten Schundlitteratur zu sendenden Volkssromane erstere erfolgreich verdrängen können, so müssen sie sich durch eine mit starken Mitteln kräftig fortschreitende, dramatisch bewegte, abwechslungsreiche und überaus spannende Handlung charakterisieren. Spielt die Handlung etwa in einer früheren Zeit oder in fremden Landen, so würden die



Die Paladine Kaiser Wilhelms I.

Lehtes Werk des verstorbenen Berliner Bildhauers Joseph Kaffka.

mit der Erzählung verknüpften geschichtlichen, kulturgeschichtlichen oder ethnographischen Schilderungen von Land und Leuten noch einen hohen Wert von bildendem Einfluß haben. Indes wäre das nicht erforderlich. Denn wenn der Roman auch nichts zu bieten vermöchte, als eine geist- und gemütauregende Unterhaltungslektüre, so würde er der ihm gestellten Aufgabe doch völlig entsprechen.

Die Bewegung für Volksbibliotheken hat in den letzten Jahrzehnten eine weite Verbreitung gefunden, und diese wächst von Jahr zu Jahr. Kein namhafter Kulturstaat mag es, sich ihr zu entziehen. Denn die Erkenntnis, daß die Auszubildung, die geistige Hebung des Volkes eine der vornehmsten Aufgaben der Gesellschaft bildet und daß die Volksbibliothek als Ergänzung der Volksschule ein hervorragendes Mittel zur Erfüllung dieser Aufgabe bildet, ist überall durchgedrungen. Durch eine Zuangriffnahme der Herausgabe und des Kolportagevertriebes einer den vorbezeichneten Zwecken entsprechenden Volkssromanlitteratur würde aber die Volksbibliotheks-Bewegung noch eine weitere Ergänzung finden, in deren Folge jene dichten Kreise der Gesellschaft — die Ärmsten und Elendesten des Volkes — ihre Geschmacksverwilderung beseitigen, von den fortdauernden Verrohungseinflüssen befreit und der hohen Segnung geistiger Bereicherung teilhaftig würden.

Zum Jubiläum des Deutschen Reiches.

Nachdruck verboten.

Am 18. Januar 1871 wurde in Versailles das deutsche Kaiserthum feierlich proklamiert. Die deutschen Fürsten und die Bürgermeister der freien Städte hatten unter Führung König Ludwigs II. von Bayern dem König Wilhelm I. von Preußen die Kaiserkrone angeboten, die dieser, obzwar dem Reichsgedanken bisher wenig sympathisch gegenüberstehend, nun doch annahm. Aber diese Entschlieung der Fürsten war nur ein äußerer Hergang; der innere Grund, der zur Aufrichtung des Reiches führte, war die einmütige Gesinnung des deutschen Volkes, die seit den ersten blutigen Waffenthaten im August des Jahres 1870 immer stärker, immer unzweideutiger sich befandete. Und als am 2. September 1870 die Nachricht erscholl, daß Napoleon und seine Armee von dem deutschen Heere gefangen sei, da war das neue Reich geboren, da stand es im ganzen Volke unerschütterlich fest, daß der Krieg keinen andern Ausgang haben dürfe als die Einigung des gesamten Volkes, die Neubegründung des deutschen Kaiserthums.

Andere Nationen haben ihre Einheitsstaaten in jener glücklichen Zeitwende gegründet, die das Mittelalter von der Neuzeit trennt. In England, Frankreich und Spanien gelang es damals willensstarken und zielbewußten Monarchen, das Lehnswesen einzuschränken, den reichsunmittelbaren Adelstand in seine Schranken zurückzuweisen und die Oberhoheit des Staates auch der weltlichen Macht des Papsttums gegenüber mit Nachdruck aufrecht zu erhalten; Heinrich VII. von England, Louis XI. und Ferdinand der Katholische waren die ersten Monarchen im modernen Sinne des Wortes. Deutschland und das ihm schicksalverwandte Italien verjämten damals — und für lange Zeit — den Anschluß. Die fast nach allen Seiten ungeschützte Lage Deutschlands war der Entwicklung des Zusammenschlusses hinderlich, die geographische Beschaffenheit trennte die Interessen des Südens von denen des Nordens, und die Religionswirren nahmen die Kräfte des Volkes zu sehr in Anspruch. Mit dem westfälischen Frieden begann die Zeit der Ohnmacht, in der die Einigungsidee vollständig verloren ging; unsre hervorragendsten Geister, wie Lessing und Goethe dachten wohl an die Hebung unsrer geistigen Kultur, vergaßen aber ganz, daß diese nur durch die politisch geeinte, materielle Kraft des Volkes geschützt und gewahrt werden kann.

Erst im Anfang unsres Jahrhunderts erwachte infolge der damaligen langjährigen Fremdherrschaft wieder der Einheitsgedanke, und phantastische Pläne aller Art wurden ausgedacht, um Deutschland neu zu gestalten, ohne daß einer von ihnen sich verwirklichen ließ. Da wurde der Friede Deutschlands abermals von dem westlichen Nachbar gestört, und zum erstenmale, soweit die Geschichte uns Kunde giebt, vereinten sich alle deutschen Stämme zur Abwehr des Feindes, erfochten unter preussischer Führung Siege, wie sie deutschen Waffen nie zuvor beschieden waren, und mehr und mehr brach sich die Ueberzeugung Bahn, daß es jetzt ohne preussische Führung auch kein einiges Deutschland mehr geben konnte. Die Paladine König Wilhelms I. — der Kriegsminister Roon, der das Schwert schärfte, Feldmarschall Moltke, der es führte, und der Kanzler Bismarck, der die Siege auszunutzen verstand — sie haben am Gelingen des unter preussischer Führung vollzogenen Einigungswerkes vollen Anteil; denn die Gewalt der Waffen schuf erst den Spielraum, auf dem die Idee sich verwirklichen konnte.

Blut und Eisen haben mitgewirkt, um das Deutsche Reich von neuem zu begründen. Aber sie allein hätten es nicht schaffen können: die Einigungsidee hatte den Waffen vorgearbeitet, sonst wäre der Sieg auf dem Schlachtfelde unfruchtbar geblieben; denn den Sieg auszunutzen vermag nur, wer im Voraus weiß, für welche Idee er in den Kampf zieht. Geschaffen ist das Reich durch die langsam entwickelte, im Kriegsjahr festgefesselt gewordene Ueberzeugung, daß es die Pflicht des deutschen Volkes sei, sich eine Staatsform zu geben, in der es die ihm gebührende Stellung als Weltmacht einnehmen und bewahren kann.

Fünfundzwanzig Jahre hindurch ist es dem im Kriege geborenen Reich gelungen, den Frieden aufrecht zu erhalten — möge es auch in Zukunft ein Friedensreich im Herzen Europas bleiben, über dessen Entstehung sich mit uns alle Welt neidlos freuen kann!

K. v. M.

Kleider. Oben wurden die Kleider geschlossen getragen, vielfach auch mit stuartartigen Kragen, die aus England herübergekommen waren, und mit Umbildungen der früher so beliebten Fichus. Nur in der Gesellschaftstoilette huldigte man dem Defolletieren, und zwar schon zur Zeit Ludwigs XVIII. derart, daß dieser zu der lebenslustigen und stets modernen Herzogin von Berry scherzend äußern konnte: „Prenez garde, ma fille, votre robe tombe!“ Gegen das Defolletieren anzukämpfen, versuchte zwar die zum Altmodischen neigende Herzogin von Angoulême, die eigentliche Rückschrittlerin am französischen Hofe, aber einen Erfolg trug sie nicht davon. Höchstens konnte sich die Herzogin rühmen, daß auf ihr Verlangen die Röckchen der Tänzerinnen an der Großen Oper etwas verlängert wurden. Selbst am englischen Hofe, der doch stets das Muster der Prüderie gewesen ist, hat sich das Defolletieren noch bis auf unsre Tage erhalten.

Besonderheiten, die sich im Laufe der Zeit in der Damenmode einstellen, haben vielfach ihren Grund wiederum im Völkertum. Man begeistert sich für die polnischen Patrioten, welche die Wiederherstellung ihres Vaterlandes erstreben, man weint bei der Lektüre der kühnen und gewaltigen Lieder der polnischen Freiheitskämpfer, und man trägt — fehlt doch der Tragik niemals die Komik — polnisch verschürzte Kleider. Auch polnisch schwärmende Herren, voll von sentimental und romantischen Gefühlen, legen sich den polnisch verschürzten Rock zu. Dieser wird geradezu zu einem Symbol der nach Freiheit dürstenden Völker.

Von dieser Besonderheit abgesehen, ist aber die Herrentracht aus den Verrücktheiten der Incroyables glücklich herausgekommen. Endgiltig ist das lange, unten durch die Stege festgehaltene Bein Kleid, das seitlich nicht mehr durch Knöpfe verziert ist, zur Herrschaft gelangt. Der Rock ist im gewöhnlichen Leben dem Tailleur gewichen, der als Erinnerung an die ältere Mode nur noch den hohen Kragen mit breiten Aufschlägen in Sammet aufweist. Und auch ihm entsteht in der Folgezeit ein gewaltiger Nebenbuhler in dem bequemen Jackett, zu dessen bürgerlichem Aussehen als Bekrieger des steifen Cylinders die neuen Hüte in weichem und steifem Filz vortrefflich passen. Wer demokratisch denkt, verzichtet auf den aristokratischen Cylinder und setzt sich den großen Schlapphut auf das lockige Haupt.

Was die Damen in der Zeit des Bürgerkönigs Louis Philipp so vorzüglich kleidet, ist die Haarfrisur. Modern ist jene Frisur geworden, die an beiden Seiten des Gesichts mehrere Reihen horizontal oder senkrecht gelegter, kurzer Locken und auf dem Haupte das zwischen zwei Scheiteln zurückgefämmte Haar in einem nach hinten hoch aufgenommenen, von einem kostbaren Ring umfaßten Aufbau zeigt. Selten hat wohl eine reizvollere, besser zu Gesicht stehende Haarfrisur bestanden als diese. Wer an größeren Bildnissen Studien gemacht hat, wird den Reiz dieser Frisur bestätigen. Und es hat denn auch geraume Zeit gedauert, bis sie durch eine andre entthront wurde.

Sollen wir noch von den Mantillen, von den Shawls, von den Beduinen reden, die allmählich modern wurden? Oder von den niedlichen Sonnenknauern in weißer Seide, besetzt mit Franzen, und mit weißem, hübsch geschnittenem Stab und Griff in Elfenbein? Oder von den reich geschmückten Berthen, die mehr und mehr als glänzender Aufputz des Ballkleides beliebt wurden? Oder gar von der Krinoline? Wir denken: besser ist es zu schweigen, denn mit der Einführung der Krinoline beginnt eine Periode des Geschmacks, die vom ästhetischen Standpunkt aus entschieden als eine solche des Verfalls zu bezeichnen ist. Eine Besserung tritt erst ein, nachdem sich die Erkenntnis von der Annatur dieses Monstrums Bahn gebrochen hat und die Krinoline in das große Meer vergangener Moden zurücksinkt.

Unsre Trachtenbilder sind zu Ende. Sie könnten zu einer Klage über die Tyrannei der Mode, über die Unterjochung des individuellen Geschmacks durch die Modenkünstler Anlaß geben. Aber das



Fig. 1.

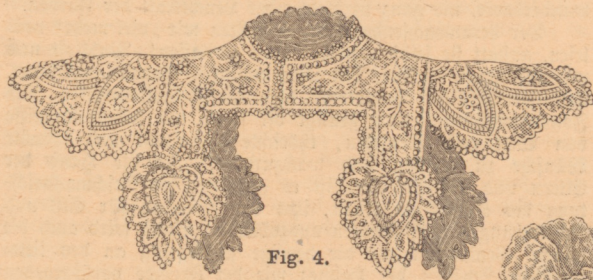


Fig. 4.

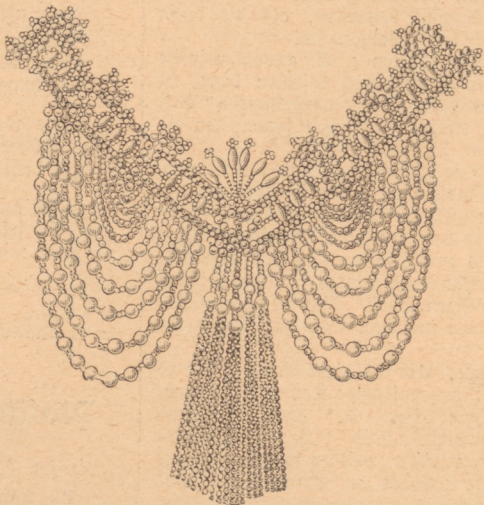


Fig. 5.



Fig. 6.



Fig. 2.

wäre grundverfehlt, denn ein jeder, und auch der Modenkünstler, wird von seiner Zeit geschoben — wir sind Kinder unsrer Zeit und gehorchen, ohne daß wir es merken, den geheimen, unsichtbaren Kräften, welche in dieser Zeit thätig sind. Die Mode ist im Grunde genommen nichts andres als ein sichtbarer Ausdruck dieser waltenden Kräfte. Sehen wir statt „Mode“ das Wort „Stil“, so haben wir eine Verallgemeinerung der Wandlungen auf das gesamte Kunstschaffen. Selbst die größten Meister sind in ihrem Schaffen diesen Wandlungen unterworfen gewesen: sie tragen in ihren Werken die Spuren ihrer Zeit an sich. Und wenn dem so ist, wie sollte man von einer Tyrannei der Mode reden können? Etwas Gesetzmäßiges liegt in ihr, etwas, das untrennbar mit dem Menschentum verbunden ist, und zwar das Gesetz ewiger Wandlung, dem die Natur in ihren äußern Erscheinungen unterworfen ist.

Georg Bnf.

Neuheiten für die Gesellschaftszeit.

(Hierzu Fig. 1—6.)

Die Neuheiten für die Gesellschaftszeit treten, wie unsre Leserinnen aus dem folgenden ersehen, noch täglich zu Tage.

Da ist zuerst in Fig. 1 ein Gesellschaftskleid aus weinrot und apfelgrün schillerndem Seidenstoff mit feinen, schwarzweißen Streifen durchwebt, dessen Rock hinten mit Nöhrenfalten gearbeitet und am innern Rande mit einem spitzenbefeisten Bolant verziert ist. Die im Rock zu tragende Taille ist hinten im Taillenabluß leicht eingekräuselt und vorn mit dicht gefaltetem, weißem Seidenschiffon bedeckt, dessen Anfaß durch breite, bretellenartige Borte aus schwarzen Perlen und Pailletten bedeckt ist. Die Bretellen enden am Schluß der Taille, wo sie von einem seitlich mit Schlingen eingekräuselten Gürtel zusammengehalten werden. Auf der Brusthöhe sind die Bretellen durch eine gleichartige Borte verbunden, die an beiden Seiten mit Rosetten aus Seidenschiffon endigt. Von dieser Querborte aus legt sich eine doppelte, flache Seidenfalte über den Schiffon, sodaß er dafelbst nur keilartig hervortritt. Aus dem faltigen, aus Schiffon gebildeten Stehfragen fällt eine 7 Cent. breite, gleiche Friiur heraus. Die bauschigen Ärmel schließen mit Faltenlagen und kleinen Rosetten aus Schiffon ab.

In Fig. 2 sehen wir eine reizvolle Dinner-toilette aus hellgrünem Moiré mit einer niederrartigen Taille und bauschigen, bis zu den Ellenbogen reichenden Ärmeln aus dunkler schattierter, smaragdgrünem Sammet. Die Taille ist hinten unten glatt, vorn mit aufsteigender Spitze gearbeitet und läßt nur in der Mitte einen gürtelartigen Streifen aus gefalteter Seidengaze sehen. Den obern Teil der Taille deckt eine reiche, fuchartige Faltendraperie aus hellgrüner Gaze, die vorn über der hier reich mit Gold-, Krystall- und Wachsperlen besetzten Taille durch einen Knoten zusammengefaßt ist.

Ebenso kleidsam wie fein in der Farbenstellung ist die schöne Balltoilette Fig. 3. Zu dem Kleide ist hinterer Taffet im Pompadourgeschmack gewählt, der auf gelbem Grunde herrliche Rosentuffs zeigt, während die Bauschärmel, ebenso wie die Draperie der Taille, aus einfarbiger, gelber Seide bestehen. Den runden Ausschnitt umgibt eine schmale, aus Gold-, Krystall- und Wachsperlen gebildete Bordüre, der sich vorn eine aus der rechten Seidennaht tretende Draperie anschließt, die an der linken Seite unter einem Tuff schattierter Rosen zusammengefaßt ist. Der gefaltete Gürtel aus glatter Seide schließt hinten mit kurzer, flotter Schleife.

Indische Farbenzusammenstellungen und Motive sind zur Zeit nicht nur in Stoffen, sondern auch für Garnituren recht beliebt, und unsre hübsche Vorlage Fig. 4 zeigt eine von diesem Genre, die zu einem hellen Seidenkleide vortrefflich paßt. Sie ist reliefartig auf mattrota gefärbtem, feinem Seidentulle mit Perlen und Pailletten der verschiedensten Farben ausgeführt. Die feinen, durch das Muster sich ziehenden Ranken sind aus goldgefüllten Krystallperlen, die abschließenden Linien aus mattblauen Wachsperlen gebildet. Rosenartige Perlen und verschiedene, perlmutterartig glänzende Pailletten füllen in reizvoller Farbmischung die einzelnen Figuren der eleganten Garnitur.

Auch in Fig. 5 sehen wir für helle Ball- und Gesellschaftskleider eine wunderhübsche Taillengarnitur aus Perlen, mit abschließenden Gehängen und Ketten aus goldgefüllten Krystall- und weißen Wachsperlen, die von einer breiten, den Ausschnitt umrandenden, aus gleichen Perlen gebildeten Borte herabfallen. Die Borte ist scheinbar von reliefartig aufliegenden Motiven aus bunten Perlen und Pailletten umschlungen, die in der Mitte in einem sternförmigen Ornament, das hinter der Borte emporsteigt, ihren Abluß finden.



Fig. 3.

Wie ein zarter Hauch erscheint das reizende Fichu — im Stil Marie Luise — Fig. 6. Es ist hinten abgerundet und besteht aus zwei übereinanderfallenden Teilen von feiner, weißer Seidengaze, von denen der obere etwas kleiner als der untere und ebenso wie dieser mit krausen Frisuren von Spitzen umrandet ist. Den Halsanschnitt begrenzt eine dichte Spitzenrüsche, die sich jabotartig an den vordern Rändern fortsetzt.

Bezugquellen: Paris, Mme. Gradoz, 67 rue de Provence; Fig. 2 und 3; Berlin, Justinian Tropowits, Jägerstr. 68; Fig. 1; S. Brillès, Potsdamerstr. 42; Fig. 4; C. H. Lewis, Spittelmarkt 11; Fig. 5; Rudolph Herzog, Breitestr.: Fig. 6.

Kindheit — Zauberland!

Flauderei von Marie zur Megede.

Nachdruck verboten.

Zauberland — Paradies — Rosenzeit! Wollte sich jemand die Mühe geben, wieviel Worte würde er aneinanderreihen können, die das Glück der Kindheit und Jugend preisen!

Und doch, wenn wir an unsere eignen Spiel- und Lernjahre zurückdenken — so schön sie waren, es gab manchen bösen Spuk im Zauberlande, unterschiedliche Schlangen im Paradiese und Dornen genug an den Rosen.

Immer durch unsre Kinderschuld? Ich glaube: nein!

Und darum all ihr Eltern, alle die ihr mit Kindern umgeht, die ihr Kinder liebt — seid bestrebt, euren Lieblingen die Kindheit wirklich zu einem Zauberland, zu einem Paradiese, zu einer Rosenzeit zu machen! Häuft verschwenderisch auf, wessen ihr an Freuden immer habhaft werden könnt, um da durch den ganzen, oft so grauen Tag des Lebens zu vergolden — echt und auf die Dauer! Aber es müssen reine, berebelnde, wirkliche Freuden sein, keine „Amusements“ für kleine Herren und Damen in Kinderschuh!

Duält auch die Kinder nicht zu „ihrem Besten“ z. B. mit Klavierstunden, wenn ihnen augen- und ohrenfällig jedes Talent für die Musik abgeht! Oder mit Reden und Hänfeln, was ja für die Erwachsenen meist sehr pflästerlich ist, aber die Kinder rettungslos umgezogen und verbittert macht, weil sie nichts weiter unterscheiden, als daß sie geärgert und hinterher noch ausgelacht werden.

Auch haltet ihnen nicht immer ihre Dummheit vor, wenn sie vielleicht nur sehr mittelmäßige Schüler sind! Zuerst der gesunde Körper, das fröhliche Gemüt, das warme Herz und dann die Fülle der Gelehrsamkeit, die so traurig selten in wirklicher Bildung gipfelt. Bedeutende Erwachsene sind selten und „bedeutende“ Kinder noch seltener, denn man begegnet hier öfter der Spät- als der Frühreife, wenn es sich nicht um sogenannte Wunderkinder handelt! Und ebenso gehören „dumme“ Kinder zu den Ausnahmen! Aber „gesunde“ Kinder — da fehlt's!

Wenn unsere Kinder wirklich gesund wären, weder nervös überreizt, noch rhabditisch, noch skrofulos, sondern richtig ernährt, abgehärtet, erzogen von Anbeginn, so würden sie wohl sämtlich ihr Schulpensum in aller Gemütsruhe bewältigen können. Meine persönliche Ansicht, daß häufig grobe Fehler beim ersten Unterricht begangen werden, die sich später rächen, soll nachher zu Worte kommen. Einstweilen wollen wir uns noch näher mit den Freuden der Kindheit beschäftigen: mit Spielen und Arbeiten, mit Spaziergängen und Ausfahrten, mit der Liebe zu Tieren und Pflanzen, mit Geschichten-erzählen und Vorlesen, nicht aber mit Kinderbällen und Maskeraden, mit Theateraufführungen und Zirkusvorstellungen, mit Weihnachts- und Geburtstagsstücken, die sich unter der Last der Geschenke biegen.

Alle Kinderspiele im Freien sind gesund für Körper und Geist! Glückliche, wer auf dem Lande lebt oder einen Garten sein eigen nennt, glücklich der, dessen Kinder zur Sommerzeit eigentlich nur zu den Mahlzeiten ins Haus kommen! Da lasse man sie laufen und springen, klettern und turnen, ihre Beete umgraben, ihre Blumen begießen! Man besorge nicht, daß sie sich erkälten, wenn sie heiß geworden sind, daß ihr Teint verdirbt, wenn sie die Sonne bescheint, daß sie sich gleich eine Gehirn-erschütterung zuziehen, wenn sie einmal hinfallen! Und kommen Herbst und Winter, dann keine Furcht vor Regen und Wind, vor Schneegestöber und Frostluft! Wie lustig ist es, sich mit Schneebällen zu werfen, wie interessant Schneemänner und Burgen zu bauen, den Großen eine Arbeit abzunehmen, indem man Tannenzapfen zum Kaminfeuer sammelt, Reifig liest und Blätter zusammenharft.

Um das ominöse Wort „Erkältung“ ganz aus dem Wörterbuch der Kinderstube zu streichen, empfiehlt es sich, dem Schuhwerk und den Füßen eine größere Aufmerksamkeit zu schenken. In engen, festen Lederstiefeln werden die Füße leicht kalt, während sie in weiten, die Luft nicht abschließenden Wollschuhen immer warm bleiben. Sind aber die Füße kalt geworden, so muß dafür georgt werden, daß sie sich schnell und vollkommen wieder erwärmen, durch Wechseln der Strümpfe oder in besonderem Fall durch Wärmflaschen, Fußbäder u. dergl. Im Sommer lasse man die Kinder viel barfuß, oder mit Sandalen gehen, sogar bis in die kältere Jahreszeit hinein. Ihre Widerstandsfähigkeit gegen Wintererkrankungen wird dadurch gestärkt.

Welche Freude für die kleine Gesellschaft, in Begleitung von Großen Spaziergänge und Ausflüge zu machen! Da werden Sträuße gewunden, Beeren gepflückt und in jeder Minute neue und wunderbare Dinge entdeckt, welche die Neugier erregen und den kleinen Fragegeist entzesseln, bis zuletzt die Reihe an den Proviantkorb kommt, auch „Fresskober“ genannt, dessen bescheidene Schätze auf grünem Moos unter flüsternden Baumwipfeln serviert werden. Welch gute Gelegenheit bietet sich da, den Sinn der Kinder, ihre Aufmerksamkeit zu wecken für Getier und Pflanzen, für blauen Himmel und lachende Sonne! Wie gut läßt sich da begünstigen mit den „Naturwissenschaften“, die auch dem kleinen Kinde bald verständlich sind und die es staunen, bewundern, achten, lieben und schonen lehren! Denn es darf die Hand nicht nach jeder Blume ausstrecken, um sie abzureißen und nachher fortzuwerfen, und es soll das Füßchen zurückziehen von dem Käfer, der im Sande kriecht und den es nicht wieder zu beleben vermag!

Tiere und Pflanzen hegen, pflegen und schützen, das muß das Kind lernen, damit es als Mann oder Frau auch nach dieser Richtung seine Kulturaufgabe erfüllen kann. Und wie manchem bleibt am Ende der Tage von allem, was zu ihm gehört hat, nichts als sein Hund, seine Katze oder sein Kanarienvogel, um sein Herz vor der Verknöcherung zu bewahren und

den Egoismus des Einjamen in Schranken zu halten. Oder er zieht sich frühzeitig aus dem Treiben der Welt und ihrem Scheinglück zurück und findet seine Freude und seine Anregung im Werden und Wachsen der grünenden und blühenden Schöpfung.

Trotzdem bin ich entschieden dagegen, daß man Kindern Hunde, Katzen u. dergl. zum Spielen anschafft, und würde dagegen sein, auch wenn die „Hundewürmer“ noch nicht aufgefunden wären. Selbst das beste Kind quält die Tiere, mit denen es spielt, denn es weiß weder genau, was weh thut, noch was des Guten zu viel ist. Auf diese Weise aber stumpft sich das Feingefühl ab, das Mitleid mit allem, was da lebt und leidet, was wir daher in unsern Kindern mit der größten Sorgfalt großziehen sollten.

Unsre Jugend neigt keineswegs zu Gemütsverzärtelung. Sie überreicht uns nicht selten durch eine Herzensdürre, einen Mangel an Opfermut, eine Unfähigkeit, sich zu begeistern oder zu entrüsten, daß wir staunen stillstehen und ohne Vorbehalt bestimmen, wenn die wahren Pädagogen auf den Lehrplan der Menschheit ein vernachlässigtes Fach wieder oben an stellen wollen: die Erziehung des Gemütes!

Auch das „Unkraut der Phantasie“ ist so viel und so energisch ausgeraucht worden, daß man in Sorge gerät, es könnte eines Tages ganz verschwinden und an der Stelle, wo es seine üppigen, blühenden Ranken trieb, nichts zurückbleiben als ein dürres, unfruchtbares Erdreich. Lassen wir also die alten, lieben Märdchen wieder ihren Einzug in die Kinderstuben halten und unsre Kleinen mit einfachen Spielsachen spielen, statt mit Kunstwerken und Kostbarkeiten. Gewiß kann man von einer Gewöhnung zum Schönen sprechen, und deshalb wird es nur förderlich sein, wenn das Kinderauge so oft als möglich auf schöne Bilder u. dergl. fällt. Aber seine Phantasie darf dabei nicht verkümmern, und nach wie vor muß der Knabe aus alten Bauklößern herrliche Burgen bauen oder auf Vaters Spazierstock zu Schlachten und Turnieren ausreiten können, während sein Schwesterchen die Puppe ohne Hängezopf und meinetwegen auch ohne Nase in den Armen zur Ruhe wiegt und sie für das schönste und liebste Kind erklärt.

Erzählen und Vorlesen sind außerordentliche Unterhaltungs- und Bildungsmittel. Wir sollten uns ihrer nur viel öfter bedienen. Dem Erzähler steht es frei, jede Geschichte dem Verständnis des Kindes anzupassen, indem er fortläßt, hinzusetzt oder verändert! Sehr erprießlich vermag er dabei der Schule in die Hand zu arbeiten, indem er Bilder aus vergangenen Tagen und fremden Ländern vor den „kleinen, horchenden Herzen“ und „neugierigen Augen“ entrollt, wenn er berichtet, wie die Tiere leben, wie der Baum wächst und woher der Thee kommt. Das sind weder anstrengende noch aufregende Geschichten, und läßt er noch gar die Tiere und Baum und Strauch selbst sprechen, dann wird die „belehrende“ Erzählung dem Kinde zum schönsten Märchen, während sich in seinem Köpfchen ein Gemälde zusammenschiebt, scharf umrissen und von wunderbarer, nie ganz verbleichender Leuchtkraft der Farben.

Der heranwachsenden Jugend sollten wir „viel mehr“ vorlesen, anstatt sie selbst „zuviel“ lesen zu lassen! Wahnsinnige und unbeaufsichtigte Lektüre hat schon manches Unheil angerichtet. Das gewöhnliche Lesefutter, das die Leihbibliotheken und Journalmappen liefern, genügt oft schon, um falsche Begriffe von Welt und Menschen, thörichte Sehnsucht und schwüle Wünsche zu schaffen und wachzurufen. In die Hand der Eltern und Erzieher aber ist es gegeben, die Geschmacksrichtung des Kindes zu leiten, ihm den Feinsinn für Stil und Schilderungen nach Kräften auszubilden. Sonst wird auch die spätere Generation wie die heutige gleichgültig an den literarischen Schätzen der Heimat wie der Fremde vorübergehen und ihnen keine andre Wichtigkeit beimessen, als die eines Zeitvertreibes für öde Stunden der Langeweile!

Daß ein Kind von sechs Jahren z. B. ausnahmsweise auch eine Theater- oder Zirkusvorstellung besuchen kann, ist selbstverständlich. Es müssen eben „Kindervorstellungen“ sein und Anfang und Ende nicht etwa in eine Zeit fallen, wo die kleinen Leute unweigerlich ins Bett gehören.

Keine Mutter aber sollte so thöricht sein und ihre Sproßlinge auf Kinderbälle und Maskeraden führen! Ich sage absichtlich „Mutter“ und nicht „Eltern“, denn der Vater ist in diesem Punkt meist vernünftig und wird nur überstimmt. Was sollen den Kindern die oft so zweifelhaften Geselligkeitsgenüsse der Großen? Sind sie wirklich noch Kinder, so macht ihnen die Sache sicher nur sehr mäßigen Spaß. Sind sie aber „kleine Große“, zwerghafte Zierpuppen und drei Käse hohe Gecken — um so schlimmer!

Es ist schwer verständlich, aber es giebt Mütter, die es höchst amüsant finden, daß ihre zehnjährige Tochter sich augenscheinlich in den zwölfjährigen „Herrn A.“ verliebt hat und ihm schmachtende Blicke zuwirft! Und dieser zwölfjährige „Herr A.“ wird wiederum bewundert, weil er so gewandt und klug ist und eine Quadrille tadellos zu kommandieren und einen „Doast auf die Damen“ mit den abgedroschenen Redensarten seines Vaters, Onkels oder Bruders auszubringen versteht!

Aber auch die Lämmerbälle der uneingesegneten, jungen Welt scheinen mir von recht zweifelhaftem Wert. Wie der Sohn besser thäte mit dem Knäpeln, Rauchen und Studentenliedersingen zu warten, bis er wirklich Student ist, so sollte auch die Tochter nicht eher die Dame spielen dürfen, als bis sie wirklich eine Dame geworden ist. Weshalb alles vorzunehmen? Weshalb Interessen und Empfindungen wecken, wenn Kopf und Herz noch mit ganz andern Dingen vollauf zu thun haben?

Die erwachsene junge Dame wird bei ihrem ersten Schritt auf dem Parkett der Gesellschaft eine Fülle von Winken und Ermahnungen erhalten. Sie muß ängstlich bestrebt sein, dies zu thun und jenes zu meiden, um sich den Herren gegenüber um Gotteswillen nichts zu vergeben. Die höhere Tochter darf sich dagegen mit ihren Tanzstunden und sonstigen Verehrern auf der Eisbahn, auf der Promenade und in dämmerigen Straßen umhertreiben, denn in den Augen ihrer Mutter ist sie ja noch „ganz Kind“ und ihre kleinen Verhältnisse nichts weiter als harmlose Kinderei! Die Erfahrungen ihrer Söhne könnten ihr freilich sehr oft das Gegenteil beweisen. Auf alle Fälle aber ist es besondre Pflicht jeder Mutter, gerade die heranwachsenden Töchter im Auge zu behalten und sie, ohne viele Worte darüber zu machen, vor Schaden an Leib und Seele zu bewahren!

Und nun noch ein Wort über den ersten Unterricht und die Fehler, die dabei begangen werden! Der erste ist, daß das Kind meist erst so spät zum Stillsitzen und Arbeiten angehalten wird, daß es den Zwang naturgemäß als eine

unerträgliche Beinträchtigung seiner Freiheit empfindet. Auch das kleine Kind sollte schon täglich eine kurze, aber bestimmte Zeit arbeiten und nicht das Recht haben, nach Belieben aufzuhören oder die Ausstechnadel mit dem Flechtstreifen und dem bunten Stidereifaden zu vertauschen. Wer als Kind bis zum sechsten oder siebenten Jahre nur gespielt und getollt hat wie ein Fohlen im Rossgarten, wer niemals gezwungen wurde, seine Gedanken auf einen bestimmten Punkt zu konzentrieren, wird schwerlich an so langweiligen Dingen wie Lesen, Schreiben und Rechnen Gefallen finden, auch wenn sie nach der besten und leichtestfaßlichen Methode gelehrt werden. Aber auch diese Methode läßt meistens zu wünschen übrig. Nach meiner Ansicht haben sie eigentlich nur die Elementarlehrer und Lehrerinnen wirklich inne. Von den Kindergärtnerinnen verstehen manche die Sache, unter den Gouvernanten nur selten eine. Denn zu erfolgreichem, erstem Unterricht, als der Grundlage aller späteren Schulweisheit, gehört sehr viel Übung, sehr viel Geduld und ein ganz langsames Vorwärtsschreiten! Das wollen aber wiederum die Eltern, welche Hauslehrer halten, nicht recht einsehen. So geringe Kenntnisse müssen sich ja Hals über Kopf erwerben lassen! Und deshalb wird das Kind bei der ersten, besten Gelegenheit gepörrt, und wenn es, halb aus Zufall, besteht, kommt es in die entsprechende Schulklasse unter der Voraussetzung, daß es lesen, schreiben und rechnen kann, was es thatsächlich nicht versteht.

Selten nur kommt der Lehrer hinter die Wahrheit. Wie sollte er auch bei soundsoviel Schülern, unter denen ihn selbstverständlich diejenigen am meisten interessieren, die vorwärtskommen und wenig Mühe machen. Er sieht nur, daß die Fortschritte ausbleiben und das Kind unwirksam und unaufmerksam wird, und er hält es entweder für dumm oder für zerstreut. Einholen läßt sich das Versäumte vielleicht beim Privatunterricht, auf der Rennbahn der Schule jedoch niemals. Das Kind, das sein Bestes zu thun bestrebt ist, leidet schwer unter seinen Mißerfolgen, und wir begreifen nicht, daß ein Kopf, dem man sonst Klarheit und rasche Auffassung nicht absprechen kann, z. B. im Rechnen hinter den Unbegabtesten seiner Klasse zurückbleibt, oder mit Orthographie und Interpunktion eine unerhörte Mühe hat.

Vorsicht also beim ersten Unterricht, indem man ihn länger und vorbereitend, die passenden Lehrkräfte wählt und eher ein halbes Jahr zu viel als einen Monat zu wenig darauf verwendet!

Und damit genug der guten Lehren für Eltern, Erzieher und Kinderfreunde. Auch wenn wir sie alle befolgen, werden wir noch Fehler genug begehen, und unsre Kinder werden uns kritisieren, wie wir heute unsre eignen Eltern kritisieren. Und wohl ihnen, wenn sie es thun, wenn sie bestrebt sind, an ihrem eignen Fleisch und Blut besser zu machen, was wir nur gut gemacht haben, wenn sie überall bemüht sind, den rechten Weg zu finden, wo wir noch nicht gingen! Sie werden dann dauernd im Gedächtnis ihrer Kinder bleiben, wie wir in dem der unsrigen zu bleiben wünschen: als ernste Mahner und liebevolle Berater, auch wenn unsre Augen und Lippen sich längst geschlossen haben.

B i t t e . *

Dicht fällt der Schnee herab in weichen Flocken,
Der Raufreif blitzt und flirrt an Baum und Dach;
Wohl mag im trautdurchwärmten Wohngemach
Ob solcher Wintexpracht das Kind frohlocken!

Doch siehe: starr bereift die dunklen Locken,
Schleicht dort ein andres, müde, bleich und schwach.
Seit rauhe Stimme früh ihm rief: erwach! —
Da hungert's, bis ihm Puls und Herzschlag stocken.

„Die große Stadt dehnt sich so weit, so weit!
Ist keiner, der mir reicht die kleinste Gabe
In dieser volksbelebten Einjamkeit?“

Wißt ihr nicht, daß ich niemand, niemand habe?
Mich friert, mich hungert! Wer, wer hilft mir Armen?
Hört mich! — Warmherz'gen wird dereinst Erbarmen!
Johanna Baltz.

* Aus der Sammlung „Albumblätter“, gespendet zum Besten des Vereins für Kinder-Volkstüchen in Berlin.

Balltoiletten für junge Damen.

(Hierzu Titelbild S. 37.)

Die Titelseite unsres Blattes zeigt zunächst eine elegante Balltoilette aus mattblauem Seidenrosv mit Blumenmuster im Pompadourgeschmack. Rock und Taille sind glatt gearbeitet; letztere ist mit einem breiten, hinten mit langer Schleife schließenden Bandgürtel umwunden. Den runden, tiefen Ausschnitt der Taille umgiebt ein faltenreiches Fichu aus cremefarbenem Seidenmuffelin, das mit eingekräuselter Seidenspitze umrandet ist. Born tritt das Fichu zu beiden Seiten unter eine aufsteigende, mit schmaler Spitze begrenzte, breite Stofffalte, die oben schleifenartig zusammengefaßt und mit einer Schnalle von Edelsteinen geschmückt ist. Die kurzen Bauschärmel der Taille bestehen aus Gaze und sind mit krausen Spitzenvolants bezetzt. — An dem mit holzbraunem Gazeblatt geschmückten Fächer, dessen Stäbe reizvoll aus hellbraunem Holz geschmückt und mit Gold verziert sind, ziehen sich über das Blatt cremefarbene Spitzenapplikationen, zwischen denen g-malte, violette Stiefmütterchen und Krokus, sowie Schierlingsblüten, ebenfalls in natürlichen Farben und natürlicher Größe, ruhen, wodurch sich eine sehr hübsche Gesamtwirkung ergibt.

An die Mode aus der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts gemahnt die zweite Balltoilette für junge Mädchen. Der mäßig weite Rock ist ganz und gar mit 10 Cent. breiten, plissierten Gazevolants garniert, jedoch der oberste von ihnen gleichsam ein Schöbchen für die mit elegantem Pergürtel abschließende Büjantaille bildet. Eine Perlborste umrandet auch den runden Ausschnitt der mit plissierter Gaze überdeckten Taille, die in ersichtlicher Weise mit zwei vollen Rosentuffs garniert ist. Die kurzen, bauschigen Gazeärmel sind ebenfalls mit Perlborste ausgestattet und oberhalb dieser mit Rosetten zusammengerafft.

Bezugquellen: Toiletten, Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer; Fächer, Berlin, Conr. Sauerwald, Leipzigerstr. 20.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

An der Berliner Universität hat der Rektor in diesem Winterhalbjahr vierzig Frauen die Erlaubnis gegeben, Vorlesungen zu hören.

n. Der Bonner Verein zur Förderung der Frauenbildung hat neuerdings Handelskurse für Frauen und Mädchen und Vortragschulen eingerichtet. Mit den kaufmännischen Kursen ist eine Kunststiftung verbunden. Der Verein, dessen Vorsitzende Frau Gandter ist, erstrebt die Bildung von Knaben- und Mädchenhorten, sowie die Anstellung von weiblichen Fabrikinspektoren. Die Vorträge behandeln hygienische Thematika und die „Entwicklung der Kunst in der Rheinlande“ mit Besichtigung von Museen. Es werden für Kassiererinnen und Buchhalterinnen Mädchen über 22 Jahre bevorzugt, und das Anfangsgeld stellt sich in Bonn auf 60-75 Mark monatlich, oder auf 20-30 Mark bei freier Station.

h. Erzherzogin Maria Annunciata wurde vor kurzem als Aebtissin des Theresianischen adeligen Damenstifts auf dem Grabschloß zu Prag eingeführt. Das im Jahre 1755 durch die Kaiserin Maria Theresia gegründete Damenstift ist vorzugsweise für Töchter des böhmischen Adels bestimmt. Die Aebtissin wird stets aus den Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses bestimmt. Die Tracht der Stiftsdamen besteht aus einem schwarzseidenen Schleppkleide, schwarzem Sammetmantel mit Hermelinfutur und Borten, einer Haube à la Maria Stuart, mit blauer Seide gefüttert und von schwarzen Sammetstreifen eingefast; ein langer, weißer Musselinschleier hängt nach hinten bis zur Erde herab. Die Aebtissin trägt statt des Schleiers eine altertümliche Krone, welche Ludmilla von Blizow im Jahre 1553 gestiftet hat, und einen langen, hermelinbesetzten Mantel. Außerdem führt sie, wie die Geistesheile, den Krummstab, Ring und Halskreuz. Das Ordensabzeichen besteht aus einem ovalen, edelsteinbesetzten Medaillon, das an der linken Schulter getragen wird. Die in das Damenstift aufgenommenen führen den Titel „Frau“.

h. Das neue Petersburger medizinische Institut für Frauen wird unter Direktion des Staatsrats Dr. med. von Kurep stehen. Die Ausbildung der Studentinnen zielt vornehmlich auf die Heilung von Frauen- und Kinderkrankheiten, sowie auf die Ausübung der Geburtshilfe ab. In den russischen Landkrankenhäusern stehen jedoch den Ärztinnen alle Stellen offen. Mit dem Petersburger Institut ist ein Internat für solche Studentinnen verbunden, die nicht bei den Eltern wohnen können. Die Inspektion des Internats ist einer Dame unterstellt. Bei den praktischen Arbeiten, sowie innerhalb der Anstalt haben die Studentinnen die vorgeschriebene Uniform zu tragen. Die Dauer des Studiums beträgt fünf Jahre. Im Anschluß an dieses medizinische Institut soll späterhin auch eine pharmazeutische Schule für Frauen errichtet werden.

h. „Sommerskola“, Schulen, nach amerikanischer Methode, in denen Mädchen und Knaben gemeinsam unterrichtet werden, sind bereits vielfach in Finnland eingerichtet worden. Die Absolvierung dieser Schule berechtigt zum Besuch der Universität Helsingfors.

Königin Viktoria von England war, wie Ludwig Greville erzählt, einst eine vorzügliche Sängerin. Mendelssohn, der große Musiker, wurde einmal zu einem Privatkonzerte hinzugezogen, in welchem außer ihm nur noch die Königin und der Prinz-Gemahl auftraten. „Die Königin“, so äußerte er sich, „sang ganz entzückend und zeigte, daß sie nicht nur gute Schullehrerin, sondern auch trefflichen Gesangsbesitzer.“ Bekanntlich ist Königin Viktoria auch eine Aquarellmalerin, deren Kunst wenig Dilettantisches mehr an sich hat.

n. Eine vielseitig begabte Künstlerin ist die Engländerin Mary Newill. Sie leistet Ausgezeichnetes im Holzschneidern, den sie in der klaren, knappen Weise der ältesten Meister behandelt. Außerdem malt Miss Newill in Del und in Wasserfarben. Sehr gesucht sind auch ihre Kinderporträts. Endlich ist sie eine der tüchtigsten Kunststickerinnen der Gegenwart.

Das Wahlrecht der Frauen. In Kentucky wurde das Wahlrecht für den Schul-Aufsichtsrat im Jahre 1845 den Witwen verliehen. Kansas gewährte es im Jahre 1861 allen Frauen. Im Jahre 1869 verlieh England den Unverheirateten und Witwen das kommunale und Wyoming das volle politische Wahlrecht allen Frauen. Zu den Wahlen für den Schul-Aufsichtsrat wurden die Frauen im Jahre 1875 in Michigan, Minnesota und Colorado, 1878 in New-Hampshire und Oregon, 1879 in Massachusetts, 1880 in New-York und Vermont zugelassen. Im Jahre 1881 dehnte Schottland das kommunale Wahlrecht auf Unverheiratete und Witwen aus. Nebraska gab den

Frauen das Wahlrecht für den Schul-Aufsichtsrat im Jahre 1883, Wisconsin im Jahre 1885. 1886 gewährten New-Brunswick und Ontario den Frauen das kommunale Wahlrecht, und Washington das Wahlrecht für Schul-Aufsichtsräte. 1887 wurde es den Frauen in North- und South-Dakota-Idaho, Montana, Arizona und New-Jersey gewährt, 1891 in Illinois, 1892 bekamen die Frauen Quebecs das kommunale Wahlrecht. Das Wahlrecht für den Schul-Aufsichtsrat wurde 1893 in Connecticut den Frauen verliehen, das volle politische Wahlrecht erhielten sie im selben Jahre in Colorado und New-Seeland. 1894 wurden sie zu den Wahlen für die Schul-Aufsichtsräte in Ohio und für die kommunalen Wahlen in Iowa zugelassen, während ihnen in England das Kirchspiel- und Distrikwahlrecht verliehen wurde.

Frauen des Orients. Cornelia Sorabji, eine Indierin, hat an der Universität Bombay vor einigen Jahren den Grad eines Bachelor of Arts erworben; ihre Schwester hat an derselben Universität ihr juristisches Doktorexamen gemacht. Sie studierte später noch in Oxford und trat bei einem Rechtsanwalts in die praktische Thätigkeit. Ihre Studien sollten jedoch ihren Landsleuten, besonders den Frauen zu gute kommen, und so kehrte sie in ihre Heimat zurück, wo sie der erste und bisher einzige weibliche Advokat ist. — Eine andre Indierin, Dhabai Fardoujee Banajee, gewann als Malerin in Bombay den ersten Preis im dortigen Kunstverein. Um sich weiter auszubilden, ging sie nach Paris, wo ein Gemälde von ihr im Salon Aufnahme fand. — In Harvard, Amerika, studiert ein junges, schönes Mädchen aus Beirut, Faniya Abdun Sultana Natide. Ihr Vater ist einer der reichsten Araber. Sie selbst beherrscht, obwohl erst neunzehn Jahre alt, sieben Sprachen. — Eine Syrierin, Frau Hannae Korany, ist wohl die erste Orientalin, die ein Buch (in ihrer Muttersprache) geschrieben hat. Schon mit sechzehn Jahren hatte sie sich verheiratet. Ihr Gatte führte sie nach Amerika, wo sie heute, mit fünf- undzwanzig Jahren, eine anerkannte Schriftstellerin ist.

Neues vom Büchertisch.

„Der Rangierbahnhof.“ Roman von Helene Böhlau. 4 M. Berlin, F. Fontane u. Co. — Das neueste Werk der hochbegabten und beliebten Erzählerin steht in der Darstellungstechnik vollkommen auf der Höhe der besten Werke unserer Romanliteratur und bildet zugleich einen höchst interessanten Beitrag zur Psychologie der Künstlerseele. Die Verfasserin ist ganz und gar modern in der Art, Menschen und Dinge zu sehen; sie verfügt über einen wohlthuenden, warmen Humor, eine reizende Symbolik und einen meisterhaften Stil, der die Freude jedes gebildeten Lesers ist.

„Die Bürgerpflicht der Frau.“ Von Lily von Gizycki. 30 Pf. Berlin, Ferdinand Dümmler. — Die lehrreiche kleine Schrift beleuchtet die bisherige Pflichtlosigkeit und rechtlose Stellung der Frau und führt den überzeugenden Nachweis, daß die wachsende soziale Not die öffentliche Mitarbeit der Frau verlangt. Die geistvolle Führerin der Frauenbewegung, die auch das Herz auf dem rechten Fleck hat und mit dem zunehmenden Glend der Arbeiterinnen das innigste Mitleid empfindet, sucht das Mitverantwortungsgesühl ihrer Schwestern wachzurufen und ihnen eine andre, höhere Stellung im heutigen Leben anzuweisen.

„Der Lehnsmann vom Liebenstein.“ Von S. Brand. 6 M. Stuttgart, Paul Neff. — Eine interessante geschichtliche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert, die besonders der heranwachsenden Jugend als Lektüre empfohlen werden kann. Die Verfasserin führt uns nach Thüringen, in die Zeit der Grumbach'schen Fehden und ihrer Sühne. Der Held der Erzählung ist Ritter Amos von Stein vom Liebenstein. Auch dieses Buch ist, gleich den andern Romanen der Verfasserin, den besseren Erzugnissen unserer historischen Romanliteratur zuzurechnen.

„Hoffmanns Haushaltsbuch für das Jahr 1896.“ 14. Jahrgang. 2 M. Stuttgart, Julius Hoffmann. — Ein praktisches und nützlich Buch für die Hausfrauen, denen namentlich die beigefügten Waschtabelle, Küchentalender, Notizkalender und Ratgeber für den Haushalt sehr willkommen sein werden. Das Buch ist elegant kartoniert und mit einem prächtigen Umschlagbild versehen.

„Naturwissenschaftliche Hausarzneikunst.“ Von Dr. Fr. Haberborn. Düsseldorf, August Bagel. Geb. 2,40 M. — Ein kleines ärztliches Hausbuch, das zugleich eine Anleitung zur selbständigen ersten Hilfeleistung bei Gesundheitsstörungen giebt. Die Anweisungen sind in alphabetischer Reihenfolge gegeben.

Allerlei fürs Haus.

Fleckenreinigungsmittel. Eine amerikanische Fachzeitschrift hatte vor kurzem ein Preisauschreiben für das beste Fleckenreinigungsmittel erlassen. Die Preisrichter haben dabei folgende Zusammenlegung als bestbewährt mit dem ersten Preise ausgezeichnet: 30 g Olivenölseife werden in einem Gemisch von 30 g Glycerin, 7 g starkem Salmiakgeist, 30 g Aether und 500 g Wasser unter Schütteln gelöst. Diese Mischung ist in der Weise anzuwenden, daß man die zu reinigende Stelle mit Tuch unterlegt, das Fleckenwasser mittelst eines Schwammes auf den Fleck aufträgt, diesen einige Sekunden damit tüchtig reibt und dann mit reinem Wasser auswäscht.

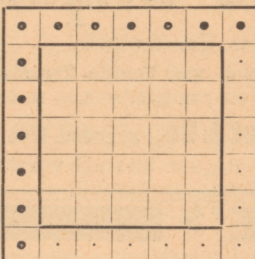
Dobostorte. Man bereitet eine Genuezer Tortenmasse, die jedes Kochbuch angiebt, und bäckt davon zehn sehr dünne Tortenblätter. Wenn sie ganz erkaltet sind, bereitet man aus 100 g Kakaopulver, 100 g Zucker und 1/2 Liter Sahne im Wasserbade eine dicke Crème, die man nach dem Erkalten mit 1/2 Liter Schlagjoghne und zwei Löffeln Vanillezucker vermischt. Mit ihr bestreicht man die Tortenblätter, legt sie aufeinander, bestreicht das oberste Blatt mit Aprikosenmarmelade, überzieht es mit einem schmelzenden Zuckerguß, den man im Ofen trocknen läßt, und garniert die Torte später mit eingemachten Früchten. L. S.

Wäscheleinen zu waschen. Wäscheleinen dürfen nicht in heißem Wasser gewaschen werden, da sich die Fäden sonst drehen und nicht wieder glatt spannen lassen. Man verwendet daher kaltes Wasser unter Zugabe einer Quantität Salmiakgeist. Das Trocknen der Leinen muß in straff gespanntem Zustande geschehen. H.

Rätsel.

Unter der drei Zeiden Schatten Suchet N ein Wandersmann, Froh, daß er den Leib, den matten, Ohne L hinstrecken kann. Sieh! Da kommt mit H gesprungen Einer aus der Jugendzeit, Er umarmt den alten Jungen, Bleibt sein G auf lange Zeit. P.

Quadraträffel.



Die 49 Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. eine gezeierte Klaviervirtuosin, 2. eine Dichtungsform, 3. eine Stadt in Kleinasien, berühmt durch eins der sieben Wunderwerke der Welt, 4. einen Gott der Griechen und Römer, 5. ein Fremdwort für Briefe, 6. ein Fremdwort für Maskenball, 7. eine Person in Schillers „Wilhelm Tell“.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so lautet die erste senkrechte Reihe gleich der obersten wagerechten und die letzte senkrechte gleich der untersten wagerechten Reihe.

Englische Rätselfrage.

The first without heart is often too hard; the second comes to all alike unwelcome, and the whole is a terror to young and old.

Answers to puzzles: Auflösung der dreißigbüigen Scharade Seite 23. Mandel, Schuh, Reis. Auflösung der Verwandlungsaufgabe Seite 23. Grillparzer — Humperdinck. Gast, Waude, Alm, Pein, Eid, Rost, Hab, Mais, Nobel, Eider, Kasse. Auflösung des französischen Scherzräfels Seite 23. Ils ne sont pas crus ni l'un ni l'autre.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Der Inserentionspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. ö. W. pro Doppelparallele-Zeile.

Anzeigen.

Aleinige Annoncen-Annahme Rudolf Mosse, Berlin & W. und dessen Filialen.

Condor-Giftfrei. S. W. Cleff Hölzer Giftfrei. überall entzündlich. Schachtel à 10 Pf. in jedem Laden. Hüsseldorf-Milk. Geruchfrei.

Die Krone. Direkter Import: Java-Holland. Geg. Nachnahme vers. ich frei 4 1/2 Kg. reinen Java-Kaffee à M. 15,30 I. Qual. à M. 14,40 II. Qual. à M. 13,50 III. Qual. Direkter Import: China-Holland. 4 1/2 Kg. hochfeine Thee-Mischg à M. 27.— I. Qual. à M. 22,50 II. Qualität. à M. 18.— III. Qual. Bei 2 1/2 Kg. nicht frei. R. Jansonius, Special Kaffee u. Thee. Hauptgeschäft: Groningen, Holland. Niederlage: Leer, Deutschland, in Ostr.

Das auserwählt herrlichste Parfüm „Hab mich lieb“ Primula minima. von A.H.A. Beigemann in Sachsen. Käuflich in eleganten Flaschen. Zu M. 1.—, M. 1,50, M. 2.— u. M. 3.— in den ersten Drogen- u. Parfümeriehandlungen.

Braut-Seidentoffe. weisse, sowie schwarze und farbige jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. m. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungs-schreiben. Muster fco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz. Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich. Königl. Spanische Hoflieferanten.

Malerinnen, welche in Herstellung von Originalen für Ankleidepuppen bewandert sind, wollen sich melden Postamt Wedding V. W. Die Originale müssen sofort für Lithographen brauchbar sein.

Damen! die einen größeren Bekantheitskreis besitzen, erhalten lohnenden Nebenverdienst durch Verkauf von Damenkleiderstoffen u. l. w. nach Mustern an Private. Paul Louis Jahn, Fabrik u. Verandgeschäft, Greiz 18.

Die stumme Violine zum Studiren gestattet das Spiel bei Tag u. Nacht, ohne die Nachbarn zu belästigen. Im Gebrauch bei den ersten Künstlern. — Empfehlen ferner alle anderen Musik-Instrumente in vorzügl. Qualität u. beste ital. Saiten. Gebrüder Wolff, Musikinstrum.-Fabrik Kreuznach. Preisocourant gratis u. franco.

Schweizer Seide. Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . . ca. 80 Seiden-Webstühle (Handstühle) . . . ca. 24,000 Seiden-Webstühle (mechanische) . . . ca. 8,000 Seidenstoff-Produktion per Jahr . . . ca. 30,000,000 Meter. Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pfge. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei. Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum. Schweizer & Co., Luzern (Schweiz), Seidenstoff-Export. Seidene Ballstoffe.

Die Luft u. das Wind- & Geruchspflügen ist ein. Von Apotheker Weiss & Co in Giessen. Preis pro Carton à 3 Stück Mk. 1,50. Überall zu haben.

Familien-Zeitschrift
 ersten Ranges, für Knaben
 und Mädchen gleich geeignet.
 Unübertroffen.
 Warm empfohlen.
 Verlag der Jugend-Garten-
 laube, Nürnberg.

Bestelle:

Jugend-Gartenlaube!

Vierteljährl. nur 1 M.
 Mit vielen Farbendruck-
 Bildern. Unterhaltend,
 bildend, belehrend.
 Billigste Jugend-Lectüre.
 Durch alle Buchhandlungen
 und Postanstalten.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen
 existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter.
 Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
 Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

1745 Jubiläums-Thee Riquet

Anlässlich unseres 150 jährigen Jubiläums als besondere Sorten importirt.
 Verpackt in **hochelegante Jubiläums-Dosen** à 1/2 Pfund Inhalt zu M. 2.50 u. M. 2.—.

Allerfeinster Cacao Riquet

in sehr feinen Jubiläums-Dosen
 zu M. 3.— 1/2 Kilo, M. 1.60 1/4 Kilo Inhalt.

Obleich wir unseren leicht löslichen **Cacao Riquet** erst seit 5 Jahren fabriciren, ist
 derselbe doch schon so beliebt und weit verbreitet, dass wir unseren Freunden gern
 diese elegante **Jubiläumsgabe** darbieten.

In **Original-Dosen** empfehlen wir ferner:

Allerfeinster **Cacao Riquet** à 1/2 Ko. Hochfeiner **Cacao Riquet** à 1/2 Ko. M. 2.75,
 M. 3.—, 1/4 Ko. M. 1.55, 1/8 Ko. M. 0.80. 1/4 Ko. M. 1.40, 1/8 Ko. M. 0.75.

Chocolade Riquet

von köstlichem Geschmack,

gute bis allerfeinste **Gesund- und Vanille-Chocolade**

à Pfund M. 1.—, M. 1.20, M. 1.50, M. 2.—, M. 2.40, M. 3.—, M. 4.—, M. 5.—.

Importeure u. Fabrikanten: **Riquet & Co.,** gegründet 1745, Leipzig.

Thee, Cacao, Chocolade Riquet überall vorrätig.

Costüme für
 Carneval u.
 Theater.

Stoffe für
 Costüme.
 Costümbilder.

Fabrik
 für
**Masken-Costüme
 Cotillon-
 & Carneval-Artikel etc.**
E. Neumann & Co.
 Dresden N. 30.
 Perrücken, Bärte,
 Waffen, Tricots,
 etc.

Costüm- & Cotillon-
 Catalog
 gratis!

Für die **Karneval-Saison**
 empfehlen wir unsere reiche
 Auswahl eleg. colorirter
Pariser Maskenbilder.

Masken-Tableaux von je
 6-9 Figuren (Herren u.
 Damentostüme) à 1 M.
 Masken-Gruppenbilder, 3
 Figuren (Damentostüme)
 à 60 Pf.

Einzelne Figuren (Damentostüme)
 à 80 Pf.

Kindermasken-Tableaux
 von 6-7 Figuren à 1 M.
 Kindermasken-Gruppen-
 bilder von 6-7 Figuren
 à 60 Pf.

Collection **Wigau.** Reiz-
 nende Sammlg. f. Herren-,
 Damen- u. Kinderkostüme,
 hocheleg. color. m. Nüdens-
 ansicht à M. 1.20.

Ausführl. Katalog ca. 570 Pagen gratis u. franco.
Hoffmann & Ohnstein, Leipzig.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

fehlerrichte Teppiche, Prachtexemplare à 5, 6,
 8, 10 bis 100 M. Prachtatlas gratis!
Sophastoff-Reste
 einfarbig u. bunt spottbillig. Proben franco.
 Teppich-Fabrik **Emil Lefevre** BERLIN S.
 Oranienstr. 158.

In Chicago prämiert wurden

Leichner's Fettpuder

und
Leichner's Hermelinpuder.

Sie sind die besten unschädlichen
 Gesichtspuder u. geben
 der Haut einen zarten, rosigen,
 jugendfrischen Ton. Man merkt
 nicht, dass man gepudert ist.
 Zu haben in der Fabrik
BERLIN, Schützenstr. 31,
 und in allen Parfümerien.
 Man verlange stets:
Leichner's Fettpuder.

Sarg's anerkannt
 unentbehrliches **Zahnputzmittel**

KALODONT

Sehr praktisch auf Reisen. — Aromatisch erfrischend.
 Anerkennungen aus den höchsten Kreisen liegen jedem Stücke bei.
 Zu haben bei den Apothekern, Droguisten, Parfumeurs etc. à 60 Pf.

OTTO HERZ & Co.

berühmt
 durch
SOLIDITÄT

Frankfurt
 a. Main.

anerkannt
 bestes
 Fabrikat

ELEGANZ
 u. d.
 vorzügliche
 REINHEIT

EN GROS EXPORT
 DETAILVERKAUF in allen besseren
 Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

LOHSE'S Maiglöckchen

Taschentuch-Parfüm — Seife —
 Puder — Toilette-Wasser — Brillantine
 Eau de Cologne.

Nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders

Gustav Lohse

Berlin, 45/46 Jäger-Strasse.

In allen Parfümerien, Drogerien, Apotheken, sowie bei
 allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Amerikanische
Harmoniums
 der berühmten
Carpenter Organ Company
 zu N. 120, 140, 250, 275, 325, 350, 400, 500, 550,
 650, 800. Wundervoller Ton.

Höchste Auszeichnung in Chicago.
 General-Vertrieb für den Europ. Kontinent:
Jul. Heinr. Zimmermann,
 Musik-Export, Leipzig.
 Illustrierte Preisliste gratis und franco.

Prüfet Alles — — Behaltet das Beste!!!

"VICTORIA"
 * Nähmaschinen

Gegr. 1863 ! aus der Fabrik ! Gegr. 1863

H. Mundlos & Co., Magdeburg-N.

sind aus bestem Material,
 — aufs Sorgfältigste justirt, — Man achte
 — mit patent. Verbesserungen, — auf die
 — im höchsten Grade vollkommen, — Fabrik-
 — dauerhaft und leistungsfähig, — Marke.
 arbeiten schnell, geräuschlos, leicht, sicher und liefern
 einen wundervollen Stich.

D. R.-No. 70693 D. R.-G.-M. Engl. Pat. Amerik. Pat. Franz. Pat.
 Pat. „ 72170 No. 6600 No. 3235 No. 511539 No. 227966

Vorzügl. Theemischungen à Mk. 2.80 u. 3.50 p. Pfd. in höchsten
 Kreisen eingeführt. (Kais. Kgl. Hof.) Probepack. 60 u. 80 Pf.

Thee „MESSMER“

Baden-Baden u. Frankfurt a. M.

Für **Kunstfreunde.**
 Unser neuer, vollständiger, reichillustrirter
Katalog für 1896 über Tausende von Photo-
 gravuren und Photographien nach hervor-
 ragenden Werken classischer und moderner
 Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken
 franco zugesandt.

Photographische Gesellschaft
 Kunstverlag Berlin,
 Dönhofsplatz.

Sie sparen
 fast die Hälfte, wenn Sie Ihre
**Handschuhe,
 Strümpfe und Socken**
 von **Paul E. Droop, Chemnitz 3.**
 Glacé-, Stoffhandschuh-, u. Strumpf-Fabrik, beziehen. Versand nur
 direct an Private. Illustr. Katalog gratis u. franco zu Diensten.

**Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u.
 Kerbschnitt-, Holzbrand- und Holz-
 malerei-Vorlagen auf Papier u. direkt
 auf Holz gedruckt. Preisocourant mit
 1200 Ill. über 1000 Nrn., auch über Werk-
 zeug und Materialien für 30 Pf. Briefm.
Mey & Widmayer in München.**

Toile d'Alsace
 ist der denkbar beste und dauer-
 hafte Hemdenstoff. Proben sofort
 zu Diensten!

Carl Philippson, Mülhausen i. E. 21.

Echte Briefmarken.
 100 Bierscheische M. 2.—
 50 orientalische M. 1.50
 8 Columbus „ 1.75
 Alle versiegelt!
 Porto extra!
 Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
 Briefmarken-Großhandlung.

Feinste **Harzkäsechen** 100 Stück
 à 3 Pf. 50 Pf.
 incl. Verpackung u. franco pr. Nachnahme empfiehlt
Güntersberge i. Harz, W. Rienäcker.

Heirath.
 Meinsehender Herr vornehmer Herkunft, von
 tadellosem Ruf und Character, mit gutem Ein-
 kommen, bittet freundschaftl. vermögende Dame
 um Correspondenz unter Chiffre: „Mein Heim
 ist meine Welt“ an die Expedition des
 „Berliner Tageblattes“, Berlin SW.

**Rudolf Gericke's
 Potsdamer
 Zwieback**

der seit Alters in unsrer Kaiserl. Familie
 verwandt, sowie v. d. ersten ärztlichen
 Autoritäten als der beste anerkt. Zw.
Rudolf Gericke, Kais. Kgl. Hof. Gegr. 1729.
 Telegr.-Adr.: „Zwiebackfabrik Potsdam“
 = 350 Zw. u. je 1 Potsdamer Grahambrod,
 Kraftbrod u. Pumpernickel (5 Kilo) = 4,40 Mk

Betrachten Sie mich



oder andere Damen, die wie ich
 gebrauchen, Sie finden dann, dass
 die Wirkung dieser beliebten
 Toilette-Crème wirklich wunderbar
 ist. Denken Sie sich einen unreinen, Heckigen Teint, ein
 Gesicht, das durch Sommersprossen, Mitesser, Finnen
 und Pusteln entstellt war, ist es da nicht angenehm zu wissen,
 dass man diese Uebelstände durch den Gebrauch von
CRÈME IRIS
 rasch beseitigt. Machen Sie nur
 einen Versuch, wie ich das gethan,
 und überzeugen Sie sich selbst, dass
 Ihr Teint dann blendend weiss und tadellos rein wird, dass
 Ihre Haut sammetweich, dass Falten und Runzeln, diese
 Zeichen vorzeitigen Alters, bei rechtzeitiger Anwendung
 sich glätten und das Aussehen jugendfrisch wird. —

Wie unangenehm ist eine raue, rissige und spröde Haut,
 aufgesprungene, mit Frostbeulen behaftete Hände, Gesichts-
 röthe, Brennen und Jucken der Haut. Verwenden Sie
 künftighin nur
CRÈME IRIS
 und diese Uebelstände verschwin-
 den sofort.
 Die Wirkung ist eine auffallend
 rasche und wirklich frappante.

Geordnete Hautpflege ist nicht Eitelkeit,
 sondern ein Gebot des Anstandes.

Crème Iris sollte daher in jeder Familie zum täglichen
 Gebrauche auf dem Toilettetisch stehen. Es ist leichter,
 Hautfehlern vorzubeugen und solche im Entstehen zu
 unterdrücken, als in ausgedehntem Masse bereits vor-
 handene zu beseitigen.

Crème Iris ist ärztlicherseits warm empfohlen, garantirt
 unschädlich und völlig frei von Oel und Fett, verursacht
 nie Flecken in Wäsche oder Kleidung. Ausgiebigkeit enorm.
 unterdrücken, als in ausgedehntem Masse bereits vor-
 handene zu beseitigen.

Crème Iris ist ärztlicherseits warm empfohlen, garantirt
 unschädlich und völlig frei von Oel und Fett, verursacht
 nie Flecken in Wäsche oder Kleidung. Ausgiebigkeit enorm.

Reicht für Monate. Erhältlich in Apotheken, besseren Drogerien und Parfümerien oder direct gegen Voreinsendung von Mk. 1.50
 durch die Fabrikanten **Apotheker Weiss & Co., Giessen und Wien, Kärntnering 6.** — Für Holland: **Perry & Co.,**
Amsterdam. — Für Belgien: **Norbert Dekeyn, Brüssel, 49 Rue Fosse-aux-Loups.** — Schweden und Norwegen:
A. Mohr, Kopenhagen, Amager torr 31. — Schweiz: **L. Wirz, Basel 145.**

Hervorragende Frauen unsrer Zeit.

Von Gustav Dahms.

Nachdruck verboten.

Marie Baschkirzeff.

Im Verhältnis zu der großen Zahl der ausgezeichneten Künstlerinnen, die in unserm Jahrhundert und zumal in den letzten Jahrzehnten mit bedeutenden Arbeiten hervorgetreten sind, haben nur ganz vereinzelt Werke von Malerinnen und Bildhauerinnen bisher in unsern öffentlichen Museen Aufnahme gefunden. In der Berliner Nationalgalerie sind bis jetzt nur drei Frauen vertreten: die Stuttgarter Blumenmalerin Anna Peters und die Porträtmalerinnen Marie Wiegmann und Friederike O'Connell. In der Neuen Pinakothek zu München, neben sieben älteren Künstlerinnen, nur die Wiener Blumenmalerin Olga Wifinger-Florian und die Münchener Landschaftsmalerin Tina Blau. In der National Gallery in London sogar bloß eine Frau: die Porträt- und Geschichtsmalerin Angelika Kauffmann, die überdies dem vorigen Jahrhundert angehört. Etwas ausgedehnter ist die Vertretung der Frauen im Musée national du Luxembourg in Paris: elf moderne Künstlerinnen haben sich hier einen Platz erobert, darunter die Bildhauerin Claude Vignon, die Tiermalerin Rosa Bonheur, die Genremalerin Demont-Breton, die Impressionistin Bertha Morisot und die geniale Russin Marie Baschkirzeff, die Schülerin und Freundin Bastien-Lepages, die aus ihrem reichen, künstlerischen Schaffen im Alter von vierundzwanzig Jahren durch den Tod dahingerafft wurde.

Trotz ihres beklagenswerten frühen Hinscheidens hat die junge Russin, die übrigens ganz zur Pariser Schule gehört, nicht weniger als vierundzwanzig Kunstwerke hinterlassen: drei Skulpturen, zwei Zeichnungen, fünf Porträts und vierzehn Sujetgemälde, von denen das eine, „Meeting“ betitelt, im Luxemburgmuseum hängt und mit Recht zu den Meisterwerken dieser Kunstsammlung gezählt wird. Das Bild stellt nur ein paar Straßenjungen dar, die sich vor einem leeren, weißen Bretterzaun beraten, auf dem der eine von ihnen einen Galgen karikiert hat. Aber die flotte Charakteristik dieser Straßenjungen, der stimmende Ton der trockenen, grauen Luft und die leichte, geniale Zeichnung der Landschaft haben etwas so Ueberraschendes und Ursprüngliches, daß man unwillkürlich vor diesem Bilde gebannt stehen bleibt.

Das andre vom französischen Staate angekaufte Bild stellt das Porträt eines jungen Mädchens im Pelz dar, eines Modells aus dem Pariser Atelier Julian, in welchem Marie Baschkirzeff in kaum zwei Jahren ihre hohe künstlerische Ausbildung sich erworben hat. Ein zweites, ebenso prächtiges Porträt, gleichfalls Reproduktion eines weiblichen Modells aus dem Julianischen Atelier, hängt in dem Museum der Stadt Nerac. Ein meisterhaftes Genrebild „Jean und Jacques“ zeigt zwei drollige, kleine Burschen auf dem Wege zur Schule. Das letzte Bild der Künstlerin, Anfang 1884, im letzten Frühling ihres jungen Lebens gemalt, ein vortreffliches Landschafts-

bild, welches in voller Blüte prangende Apfelbäume darstellt, wurde bald nach ihrem Tode von dem russischen Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch angekauft und befindet sich heute im Marmor-Museum zu Petersburg.

Außer diesen Kunstwerken hat die früh verstorbene, hochbegabte Russin aber noch ein andres unvergängliches Werk



hinterlassen: ihr Tagebuch, das sie im Januar 1873, zwölf Jahre alt, zu schreiben begann, dem sie mit unerbittlicher, rücksichtsloser Wahrheit gegen sich selber ihre geheimsten Gedanken und Empfindungen anvertraute und das sie erst am 20. Oktober 1884, elf Tage vor ihrem Tode, schloß, nachdem sie am 1. Mai desselben Jahres in der Vorahnung ihres baldigen Todes ein Vorwort dazu geschrieben und die unveränderte Veröffentlichung dieses Journals nach ihrem Ableben angeordnet hatte.

Der Wunsch der Toten ist nicht in vollem Umfange berücksichtigt worden. Vorsichtige Hände haben die Bemerkungen,

die sich auf noch Lebende beziehen, gemäßiget oder beseitigt, haben die allzu naturalistischen Stellen dieser rüchhaltigen Selbstbekenntnisse abgeschwächt oder gestrichen, sodaß das „Journal de Marie Baschkirzeff“ heute nur zwei Bände mit zusammen tausend Seiten umfaßt, während es nach Angabe ihres Lehrers Julian ungekürzt sieben solcher Bände füllen würde.

Aber dessenungeachtet hat dies Journal, das im September 1885, mit einem poetischen Vorwort von André Theuriet versehen, im Verlage der Bibliothèque Charpentier in Paris erschien und inzwischen bereits neun Auflagen erlebte, einen bleibenden Kulturwert wie kaum ein zweites, im letzten Jahrzehnt herausgegebenes Buch. Aus der unmittelbaren Frische der augenblicklichen Stimmung heraus geschrieben und mit verblüffender Wahrheit alle Gedanken der Verfasserin wieder- spiegelt, ist dieses Tagebuch, das die geheimsten Seiten der weiblichen Seele offenbart, ein unschätzbare Beitrag zur Psychologie des jungen Mädchens unsrer Zeit.

Zwar dem aufreibenden Christen-Kampf, dem die Töchter der gebildeten Klassen heute ausgegesetzt sind, stand die in Reichtum und Luxus Lebende fern, aber gerade diesem Umstande war die Entwicklung ihrer unendlich weit über das Alltägliche hinausragenden Individualität zu verdanken. Und der unablässige Bethätigungsdrang ihres erstaunlich frühreifen Talents, wie der beständige, allmählich sie verzehrende innere Kampf gegen die Schranken der Sitte, in welche unser Zeitalter die Frauen eingezwängt hat, werden in den Herzen der Leserinnen tiefes Verständnis finden und es erklärlich machen, daß diese geniale, schöne, junge Russin trotz aller ihrer kleinen Eitelkeiten und Schwächen, von denen ihr Journal nicht eine einzige verheimlicht, allen Gebildeten so außerordentlich sympathisch erscheint, daß sie in kurzer Zeit eine europäische Berühmtheit geworden ist und daß ihre zahlreichen Bewunderer bereits einen wahren Kultus mit ihr treiben.

Marie Baschkirzeff war am 11. November 1860 geboren. Ihre Familie gehörte zu den reichsten und ältesten Geschlechtern des kleinrussischen Landadels. Ihr Vater, ein hoher Staatsbeamter in Postawa, war der Sohn des aus dem Krim-Kriege bekannten russischen Generals Paul Gregorowitsch Baschkirzeff. Ihre Mutter, die getrennt von ihrem Gatten lebte, stammte aus der in Südrußland sehr begüterten Adelsfamilie der Babanins, die ihren Stammbaum bis zu den Tataren zurück verfolgen konnten. Das wilde tatarische Blut besaß auch die kleine Marie; gleich ihrem Großvater Babanin, mit dem ihr Charakter eine auffallende Ähnlichkeit aufwies, war sie von Jugend auf stolz, herrisch, eigenwillig, unbeugsam, rasch und rücksichtslos in ihren Entschlüssen, und von grenzenlosem Ehrgeiz. „Als Mann wäre ich ein Welteroberer geworden, als Frau verzettelte ich meine Zeit mit übermäßigen Sprachstudien und allerlei excentrischen Nichtigkeiten,“ sagt sie an einer Stelle ihres Journals. Sie beherrschte sieben lebende Sprachen und außerdem noch Griechisch und Lateinisch. Ihr frühgeweckter, unstillbarer Wissensdurst war um so erstaunlicher, da sie durch ihre Familie und ihre Umgebung keinerlei Anregung fand.



Zurückgewiesen! Gemälde von Karl Ehrenberg. (Bergl. S. 42.)

Die ersten zehn Jahre ihres Lebens verbrachte sie auf dem Gute der Großeltern, wohin die Mutter nach nur zweijährigem Zusammenleben mit dem Gatten sich zurückgezogen hatte. Im Mai 1870 reiste die ganze Familie — Großvater, Mutter, Tante, die kleine Marie, ihr Bruder, ihre Cousine Dina u. s. w. — ins Ausland, lebte nacheinander in Wien, Baden-Baden, Genf und Paris, um sich dann dauernd in Nizza niederzulassen.

Die verschiedenartigen Eindrücke, die Marie auf ihren Reisen empfing, die Vergleiche, die sich ihr aufdrängten, ließen ihre mannigfachen Talente, deren Frühreife geradezu phänomenal war, schnell zur Entwicklung kommen. Es klingt fast unglaublich, was die Dreizehnjährige an tiefen Gedanken in ihrem Tagebuche niederschreibt: „Bei jedem kleinen Kummer zieht sich mein Herz zusammen . . . denn jeder Kummer ist wie ein Tropfen Tinte, der in ein Glas Wasser fällt: er vermischt sich niemals, sät sich bloß zu seinen Vorgängern und macht das klare Wasser grau, schwärzlich und schmutzig. Man mag gut Wasser nachgießen — der schmutzige Grund bleibt immer. Mein Herz zieht sich zusammen, weil der Kummer jedesmal einen unauslöschlichen Flecken auf meinem Leben, auf meiner Seele hinterläßt.“

Sie wollte ursprünglich gar nicht Malerin werden, sondern Sängerin und siedelte zu diesem Zweck mit ihren Verwandten nach Paris über. Sie besaß eine prächtige, reine und volle Stimme, dazu ein ausgeprochenes dramatisches Talent und ein bewundernswertes Gedächtnis. Bei ihrem großen Interesse für alles öffentliche Leben besuchte sie häufig die Deputiertenkammer in Paris, und aus einer solchen Sitzung heimkehrend vermochte sie nicht nur jede gehörte Rede wörtlich zu wiederholen, sondern auch jeden Redner in seinen Gesten und Manieren täuschend ähnlich zu kopieren.

So beschloß sie denn in ihrem unbezähmbaren Bethätigungsdrang, sich zur Sängerin ausbilden zu lassen. Mit dem ihr eigenen rastlosen Eifer widmete sie sich ganz ihren Gesangstudien und nahm jahrelang bei den hervorragendsten Pariser Lehrkräften systematischen und erfolgreichen Unterricht, um dann plötzlich zu erfahren, daß ein Kehlkopfleiden — der Beginn der Brustkrankheit, der sie einige Jahre später erliegen sollte — ihre Stimme untergrabe und die Ausübung dieses Berufes ihr unmöglich mache. Sie hatte bereits eine ganz ungewöhnliche Meisterschaft erlangt, als sie die Stimme verlor; die schwierigsten Partituren konnte sie auf den ersten Blick entziffern, ein halbes Duzend Instrumente mit vollendeter Virtuosität spielen und mit der größten Sicherheit und Kunst auf der Bühne agieren und sich bewegen, wie sie denn überhaupt von vollkommener Grazie, Anmut und Schönheit war. Und zu diesen äußeren Vorzügen kamen ihr tief eindringendes geistiges Verständnis und die Kraft ihres Gefühls, die sie zweifellos zu einer der größten Sängerinnen gemacht hätten. Ihre Energie und Seelenstärke waren bewundernswert: niemand erfuhr, wie schwer das schweigende Mädchen damals unter dem harten Schicksalsschlage, der ersten herben Enttäuung ihres Lebens, zu leiden hatte. Nur dem Tagebuche vertraute sie ihren geheimen Kummer an. Ihr Thätigkeitsdrang und ihre rastlose Willenskraft ließen sie nicht verzagen, sondern alsbald einen andern Beruf ergreifen — sie wollte durch sich selbst etwas werden, wollte ihrem Leben einen Inhalt geben!

Sie trat in die Kunstschule des Pariser Malers Julian. Und während sie am ersten Tage nach dem Ausspruch dieses Künstlers „kaum den Pinsel zu halten“ vermochte, brachte sie es durch eifernen Fleiß und durch ihre univervelle Begabung dahin, daß sie in zwei Jahren alles gelernt hatte, „was zu lernen ist“. Bei der Ausübung ihres künstlerischen Berufes kamen ihr die Feinheit ihres ästhetischen Geschmacks und die Gabe, ihre ganze Kraft auf den erfassten Gegenstand zu konzentrieren, ganz außerordentlich zu fluten.

Als Malerin stand sie eine Zeitlang unter dem Einfluß von Bastien Lepage, dessen Bilder sie mächtig anzogen und etwas Verwandtes in ihr wachriefen, bis sie eine eigene, selbständige Kunstströmung einschlug. Was sie noch besonders zu diesem Künstler hinzog, war ein Freundschaftsgefühl, das durch ihr gleiches tragisches Schicksal befestigt wurde: sie vollendeten beide fast gleichzeitig den Weg des Todes. Liebe für ihn war ihrem Herzen fremd, die Kunst allein beherrschte sie bis zu ihrem Ende.

Am 20. Oktober 1884 entfielen Feder und Pinsel ihrer Hand — die Schwäche und Mattigkeit waren so groß, daß sie physisch nicht mehr Widerstand leisten konnte. Doch trotz der körperlichen Qualen kam auch jetzt kein Klagelaut über ihre Lippen; sie saß bei Tisch, mühsam sich auf ihrem Stuhl gerade haltend, ein paar Zupflaster auf dem Rücken, während ein mildes Lächeln ihr Antlitz verklärte und Worte des Geistes und Witzes ihre Unterhaltung belebten. Am 31. Oktober verschied sie — mit einer so reinen Seele, wie sie geboren war.

Auf dem Kirchhof von Passy, der westlichen Vorstadt von Paris, liegt Marie Bashkireff begraben. So eigenartig ihre ganze Persönlichkeit war, so originell ist ihr von Maurice Barrès errichtetes Grabdenkmal: ein gewaltiger, domartiger Aufbau aus weißem Stein, einer russischen Kirche gleichend. Ueber dem Haupteingang befindet sich eine vierzeilige poetische Inschrift von André Theuriet. Eine ebensolche von E. Ducros steht über der Thür, die in das Innere der Kapelle führt. Durch diese Glashür sieht man in das höchst eigenartige Totengemach, das von allen Seiten durch bunte Glasfenster beleuchtet wird. Das Gemach birgt das wohlgelungene Porträt der Verstorbenen und ihre Büste, um welche Armleuchter, Palmen und Kränze gruppiert sind, sowie verschiedene Gegenstände, die ihr lieb und teuer waren: Draperien, Kissen, Teppiche, Stühle, Fußstuhel u. s. w. Ueber der Büste schwebt eine weiße Taube, das Symbol der Unschuld.

„Tous les arts en deuil pleurent sur son tombeau,“ sagt Ducros — ja, alle Künste betrauern den frühen Tod des genialen Mädchens, der „weißen Vilde“, wie Theuriet sie nennt, die von der Welt geliebt und vernünft, von der Natur mit körperlichen und geistigen Gaben verschwenderisch ausgestattet war und durch ihr unablässiges Ringen und Streben zu so vielen und großen Hoffnungen und Erwartungen berechtigt hatte, um — mit vierundzwanzig Jahren an der Schwelle des Lebens dahinzusterben, wie sie selbst in banger Tobeschmung am 30. August 1884, zwei Monate vor ihrem Hinscheiden, in ihr Tagebuch schrieb: „Tant d'aspirations, tant de desirs, de projets, tant de . . . pour mourir à vingt-quatre ans au seuil de tout!“

Zurückgewiesen!

Hierzu das Bild S. 41.

Nachdruck verboten.

Die Jury meldet: „Abgewiesen!“ —
Sein armes Bild! — In Kampf und Not
Schuf er's. Er hätte Gott gepriesen
Für einen Weg zu Geld und Brot.

„Nun, Hoffnungslicht, verlösche wieder!
Verfinke, Mut, im alten Gram!
Bück' dich, Verschmähter, duck' dich nieder!
Stirb, arme Kraft, in Schen und Scham!“

Nie ging sein Sehnen und sein Streben
Nach hellem Ruhm und eitler Gunst.
Er will nicht glänzen, will nur leben,
Brot schaffen nur durch seine Kunst.

„Ach, Kinder, mög' euch Gott behüten!“
Er sieht den Hunger nahe stehn,
Er fällt in dumpfes, dunkles Brüten: —
Verderben — sinken — untergehn . . .

Frida Schanz.

Confront.

Humoreske von J. A. Potapenko.

Aus dem Russischen überetzt von W. Henckel.

Nachdruck verboten.

„Nun?“ — rief ungeduldig die Hauptmannsrau ihrem eintretenden Manne entgegen, stand vom Diwan auf und wandte sich zu ihm.

„Er weiß nichts,“ antwortete dieser gleichgiltig, als ob es sich um eine Angelegenheit handelte, die ihn nichts anging. Dann fragte er in geschäftsmäßigem Ton: „Hat man nichts für mich aus der Kanzlei gebracht?“

„Was geht das mich an? Bin ich etwa dein Bursche?“
„Was sie nur trödeln! Wenn das Paket nur nicht verspätet kommt — es ist ganz besonders wichtig.“

„Solch ein Idiot!“
„Wer ist ein Idiot?“
„Du mit deiner rücksichtslosen Gleichgiltigkeit, deinem einseitigen Egoismus!“

Der Hauptmann erwiderte nichts; er war auch weder erstaunt noch beleidigt, sondern lächelte sogar, als ob man ihm eine Schmeichelei gesagt hätte. Er mußte diese Ausdrücke von seiner Gattin wohl schon oft gehört haben, denn sie ließen ihn offenbar gleichgiltig und störten seinen häuslichen Frieden in keiner Weise.

„Es ist unmöglich, daß der Mann nicht weiß, wann seine Frau zurückkehrt!“ fuhr die Hauptmannsrau erregt fort. „Seit vier Monaten ist sie im Auslande und schreibt ihm täglich — der Postmeister sagte es mir —“

„Sjemjonow! He, Sjemjonow! Ist jemand aus der Kanzlei dagewesen?“

„Das weiß ich nicht, Euer Hochwohlgeboren,“ antwortete eine laute, deutliche Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmers.

„Weshalb weißt du es nicht? Wo warst du denn?“
„Ich ging zu Abramka, Euer Hochwohlgeboren.“
„Schon wieder mal zum Schneider Abramka?“

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!“
Der Hauptmann spuckte ärgerlich aus: „Und wo ist Krynta?“

„Er ist auf den Markt gegangen, Euer Hochwohlgeboren.“
„Hat man ihn dorthin geschickt?“
„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!“

Der Hauptmann spuckte wiederum aus:
„Nun, was spuckst du denn immer? Was sind das für ordinäre Manieren?“ schrie ihn seine Frau ärgerlich an. „Du beträgst dich zu Hause wie ein betrunkenen Unteroffizier! Nimmst gar keine Rücksicht auf deine Frau und behandelst sie grob! — So geh doch in deine Kanzlei!“

„Sjemjonow!“
„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!“ ertönte wiederum die Stimme aus dem Hintergrunde.

„Wenn das Paket gebracht wird, schickst du es wieder zurück. Sage, ich sei in die Kanzlei gegangen! — Und daß mir nicht alle aus dem Hause fortlaufen! Einer muß immer dableiben — hörst du?“

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!“
Der Hauptmann setzte seine Mütze auf und wandte sich zur Thür. Im Fortgehen sagte er noch: „Bitte, Tazja, schicke doch nicht alle Leute fort. — Es könnte etwas Besonderes vorkommen, und dann ist niemand da.“ Damit entfernte er sich.

Seine Frau lag schweigend in der Dinerette und that, als ob sie diese Bitte garnichts angehe. Kaum aber war der Mann fortgegangen, da rief sie: „Sjemjonow, komm rasch her!“

Ein barfüßiger, stämmiger, unraffierter Mann mit rotem, kerngegendem Gesicht, nur mit dunkelblauen Hosen und Kattunhemd bekleidet, erschien. Es war der Bursche des Hauptmanns.

„Was befehlen Euer Hochwohlgeboren?“
„Höre mal, Sjemjonow, es scheint mir, du bist kein dummer Kerl.“

„Weiß nicht, Euer Hochwohlgeboren.“
„Warte doch! Was kommst du mir immer mit deinem Hochwohlgeboren — ich bin doch nicht dein Vorgesetzter.“

„Zu Befehl, Euer Hochw. . . .“
„Idiot!“ Dieses und auch die vorhergegangenen Worte klangen aber weit freundschaftlicher als der Ton, in dem die Hauptmannsrau mit ihrem Manne geredet hatte. Sjemjonow konnte ihr noch wichtige Dienste leisten, während der Hauptmann ihren Erwartungen nicht entsprochen hatte. Sie fuhr nun fort: „Höre mal, Sjemjonow, wie stehst du eigentlich mit dem Burschen des Doktors? Seid ihr befreundet?“

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!“
Die Frau sprang auf. „Unaussehlich!“ rief sie. „So höre doch endlich mit dieser dummen Redensart auf! Sprich, wie's sich gehört! Kannst du denn garnicht vernünftig reden?“

Sjemjonow, der bis jetzt vorchriftsmäßig, in gerader

Haltung, die Hände an den Hosennähten, dagestanden, nahm plötzlich eine ungezwungene Stellung an, er wischte sogar eifrig die Nase mit der Faust.

„Das hat man uns so gelehrt,“ sagte er nachlässig, mit dummem Lächeln. „Die Herren Offiziere verlangen es so — es ist dienstliche Vorschrift.“

„Du bist also mit des Doktors Burschen befreundet?“
„Sie meinen doch den Schutzhof? Freilich sind wir Freunde.“

„Nun gut. Geh also gleich zu ihm hin und suche zu erfahren, wann die Frau Doktorin ankommt. Der Bursche muß es wissen; man wird für ihre Ankunft gewiß schon Vorkehrungen getroffen, das Schlafzimmer gerichtet, gepußt und gesäubert haben. Verstehst du? Aber paß' ordentlich auf, daß du auch die Wahrheit erfährst. — Und dann gib acht, daß es niemand merkt, für wen du dich erkundigst!“

„Freilich habe ich's verstanden,“ antwortete Sjemjonow wie vorhin.

„Nun geh! — A propos, bei dieser Gelegenheit kannst du auch nochmal zu Abramka gehen und ihm sagen, er soll sogleich zu mir kommen. Natürlich sagst du: die gnädige Frau läßt bitten. Verstehst du?“

„Seine Hochwohlgeboren haben aber doch befohlen, daß ich zu Hause bleiben soll —“ erwiderte Sjemjonow und kratzte sich hinter den Ohren.

„Nun möchte ich doch recht sehr bitten: nicht rasonniert! Vorwärts! Mach', daß du fortkommst!“

„Zu Befehl!“ erwiderte Sjemjonow, als er den militärischstrengen Ton der Hauptmannsrau hörte. Dann entfernte er sich.

Die Dame ruhte noch eine Weile auf dem Diwan, erhob sich dann, ging im Saale auf und ab und trat schließlich in ihr Schlafzimmer. Hier zankte sie ein wenig mit ihren beiden Töchterchen, die unter der Aufsicht einer Bonne spielten, kehrte in den Saal zurück und nahm ihre frühere Lage auf dem Diwan wieder ein. Alle ihre Bewegungen zeigten eine große Aufregung.

Tatjana Grigorjewna Sarubkin war eine der angesehensten Damen des S.ischen Regiments und, wie wir wohl sagen müssen, der Stadt Tschmirsk, in der dieses Regiment stand. Von „Damen“ in dieser Stadt — außerhalb des Regiments — konnte überhaupt gar keine Rede sein. In Tschmirsk gab es wohl ganz achtbare Frauen, ehrbare Gattinnen, Mütter, Töchter und Witwen würdiger Bürger, aber sie kleideten sich alle in Kattun und Flanell und prangten höchstens an Sonn- und hohen Festtagen in wohlfeilem Kaschmir, über dem sie bunte Shawls mit wunderlichen Arabesken trugen. Ihre Hüte und sonstigen Kopfbedeckungen hatten nicht die Spur von Geschmack. Auf die Bezeichnung „Damen“ machten sie daher auch gar keinen Anspruch — sie begnügten sich mit dem einfachen Titel „Frau“. Fast jede von ihnen hatte noch einen Beinamen: Modewarenhändlerin, Fruchthändlerin, Holzhändlerin, Bürgermeisterin u. s. w., je nach der Stellung, die ihre Männer einnahmen, oder nach der Ware, mit der sie handelten. Eigentliche Damen im Sinne der russischen Gesellschaft waren in die Stadt erst seit der Einquartierung des S.ischen Regiments gekommen, und es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß die Regimentsdamen mit den Frauen der Stadt durchaus nichts gemein hatten und auch mit ihnen nicht verkehrten; sie waren einander so unähnlich, daß man sie für ganz verschiedene Arten der Menschengattung halten konnte.

Tatjana Grigorjewna Sarubkin war unstreitig eine der angesehensten Damen. Bei den Liebhabervorstellungen, an den Regimentsgesellschaftsabenden, in den Regimentskassierereien und überhaupt bei allen Ereignissen des Regimentslebens spielte sie stets die hervorragendste Rolle. Jedes Arrangement mußte daher schon im voraus als mißlungen bezeichnet werden, wenn die Hauptmannsrau dabei fehlte. Das Wichtigste war jedoch, daß Madam Sarubkin das unbestrittene Renommee besaß, sich weit eleganter und geschmackvoller zu kleiden als alle übrigen Damen. Am Jahresball glänzte sie stets in einem ganz aparten, aus Moskau verschriebenen Kleide, ihre Toilette war immer ausnehmend reizend und mit sorgfältigster Berücksichtigung aller ihrer Vorzüge und Mängel gewählt. Eine neue Mode konnte ausschließlich durch die stattliche blonde Hauptmannsgattin im Kreise der Regimentsdamen Eingang finden. Sie war dank ihrem aparten Geschmack stets die Ballkönigin und bisher stets die erste Dame der Salons in Tschmirsk gewesen. Dabei hatte sie den Vorzug, daß sie, obschon nahe an die Vierzig, noch immer jung und frisch ausah, jedoch die jungen Offiziere sie beständig umschwärmten und ihr huldigten.

Der Februar, ein im Regimentsleben äußerst lebhafter Monat, war da. Am zehnten fand stets der Jahresball statt. Daß alle Damen zu diesem wichtigen Ereignis sich aufs äußerste anstrebten, war selbstverständlich. Wir brauchen wohl nicht hinzuzufügen, daß bei dieser eifrigen Thätigkeit der Damenklub der Abramka Stifft — der einzige Mann in Tschmirsk, der von der feinen und subtilen Kunst der weiblichen Toilette etwas verstand — eine hervorragende Rolle spielte. Zu seinem Atelier hatten die Vorbereitungen schon im November begonnen. Sein bescheidener Salon — in dem sechs unansehnliche, schäbige Sessel um einen runden Tisch standen, an dessen Wand ein mit Fliegenschmutz bedeckter Spiegel hing und dessen Atmosphäre nach Zwiebel und Hering roch — versammelte in den Januarwochen vom Morgen bis zum Abend die lieblichsten und elegantesten Vertreterinnen des schönen Geschlechts zur Anprobe, zur Beratung und zur Wahl von Stoffen, wobei natürlich auch die neuesten Façons zur Sprache kamen und den Damen die Köpfe erhitzten. Nur die Hauptmannsrau Sarubkin war bisher in diesem Salon noch niemals erschienen, und das war für Herrn Abramka äußerst niederdrückend. Er überlegte Tag und Nacht, wie er es wohl anzustellen habe, dieser Dame die nach seiner Meinung üble Gepflogenheit abzugewöhnen, ihre Kleider in Moskau zu bestellen. Diesmal wußte er nun — die Sarubkin hatte es ihm selbst gesagt — daß sie sich kein Kleid, sondern nur den Stoff dazu bestellt hatte. Seine Folgerung war: er werde es also nähen müssen. Aber bis zum Balltage war nur noch eine einzige Woche, und die Bestellerin zögerte noch immer! Abramka war in fiebriger Unruhe; er sehnte sich danach, auch für Madam Sarubkin einmal ein Kleid zu nähen, und wollte sich damit auszeichnen; er wollte ihr beweisen, daß er ebensov gut wie die Schneider in Moskau seine Kunst verstehe, daß es daher ganz überflüssig sei, die Kleider außerhalb von Tschmirsk zu bestellen. Mit einem Wort,

Abramka wollte mit Moskau siegreich konkurrieren. Seine Unruhe steigerte sich mit jedem Tage. Madam Sarubkin hatte endlich bei ihm ein Hausjäckchen bestellt — aber vom Ballkleid noch kein Wörtchen erwähnt. Was sollte er davon denken?

Es war daher begreiflich, daß er, als der Bursche Ssemjonow ihm mitteilte, er möchte zu Madam Sarubkin kommen, sofort das Duzend Stecknadeln, die er im Munde hatte, um einer Bestellerin ein Kleid anzuprobieren, weglegte, die Dame seinem Gefellen überließ und sich eiligst zur Hauptmannsfrau verfügte. Es handelte sich ja nicht bloß um ein Ballkleid, sondern um die Acquisition der besten Kundin!

Obwohl Abramka einen Cylinderhut trug und sein Anzug dementsprechend mehr oder minder gewählt war, vermied er es doch stets, am Haupteingang zu klingeln, sondern klopfte immer nur ganz bescheiden an der Hinterthür. So auch heute. Zu einer andern Zeit hätte er, bei Abwesenheit der Offiziersburschen, die im Hause des Hauptmanns gleichzeitig die Pflichten der Köchin erfüllten, lange klopfen können; diesmal aber waren Tatjana Grigorjewnas Nerven so angespannt und rege, daß sie auf das kleinste Geräusch achtete, das irgendwo mit der Angelegenheit des Ballkleides zusammenhing, obwohl sie sonst vielleicht einen in ihrer Nähe abgefeuerten Kanonenschuß überhört haben würde. Sie vernahm daher sofort das bescheidene Klopfen und öffnete eigenhändig dem Abramka die Hinterthür.

„Ah!“ rief sie freudig, „Sie sind es — Abramka!“ Eigentlich wollte sie ihn anders, nicht so familiär nennen, wie es sich einem soliden Mann im Cylinderhut gegenüber schickte. Da ihn aber jedermann Abramka nannte und er sich selbst gewiß sehr gewundert hätte, wenn man ihn Abram Srulewitsch Stifit genannt hätte, so hielt sie es fürs Beste, ihn so zu nennen wie alle andern. Herr „Abramka“ war lang und hager, er hatte ein blaßes Gesicht, auf dem stets ein melancholischer Ausdruck lag, trug sich ein wenig gebeugt und hatte einen langen, nicht sehr dichten Bart, der schon ziemlich grau war, denn Abramka übte bereits seit dreißig Jahren sein Handwerk als Meister. Er war an diesen Namen gewöhnt, trug ihn seit seiner Lehrzeit und hielt ihn durchaus nicht für verächtlich oder unpassend. Sogar auf seinem Schilde stand: „Damen Schneider Abramka Stifit“ — der beste Beweis, daß der Name ihm nur Nebenache, seine Kunst aber die Hauptsache war. Und darin hatte er es, wenn auch nicht bis zur Vollkommenheit, so doch bis zu einer bemerkenswerten Höhe gebracht. Das konnten sämtliche Damen des Eschen Regiments mit Uebersetzung konstatieren.

Abramka nahm seinen Cylinder ab, trat in die Küche und sagte ernst und gefühlvoll: „Madam Sarubkin, ich stehe ganz zu Ihren Diensten.“

„Kommen Sie ins Gastzimmer! Ich habe etwas Wichtiges für Sie.“

Abramka folgte ihr schweigend; er schritt leise auf den Zehen, als ob er einen in der Nähe Schlafenden zu erwecken fürchtete.

„Sagen Sie sich, Abramka! Sehen Sie — aber geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß alles unter uns bleibt?“ begann Tatjana Grigorjewna ein wenig erröthend. Sie schämte sich bei dem Gedanken, daß sie den Schneider Abramka in ihr Geheimnis einweihen müsse. Da aber ein Geheimnis, ein durchaus notwendiges Geheimnis, nicht zu umgehen war, so beruhigte sie sich und fand sofort ihre Sicherheit wieder.

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, Madam Sarubkin!“ erwiderte Abramka, der sich einigermaßen beleidigt stellte. „Haben Sie jemals gehört, daß Abramka etwas ausgeplaudert hat? Sie begreifen, daß mein Beruf — alle Damen haben ihre gewissen Geheimnisse, die bei der Toilette berücksichtigt werden müssen. Meine Pflicht aber ist — schweigen!“

„Um, Sie müssen mich wohl mißverstanden haben, Abramka. Was für Geheimnisse meinen Sie eigentlich?“

„Nun, die eine ist z. B. etwas schief, die andre hat hier“ — er zeigte mit der Hand auf seine Brust — etwas zu wenig Fülle, bei einer Dritten fehlt es am Halse — alles das muß verdeckt, verhüllt, ausgefüllt oder zusammengeknüpft werden, damit es sich besser präsentiert. Darin besteht unsre Kunst — wir aber sind verpflichtet zu schweigen.“

Tatjana Grigorjewna lächelte. „Nun, ich kann Sie versichern, daß bei mir alles in Ordnung ist; ich brauche weder etwas zu verhüllen, noch etwas ausfüllen zu lassen.“

„D, als ob ich das nicht wüßte! Alle wissen es, daß Madam Sarubkin in Bezug auf Körperformen von allen unsern Damen die erste ist!“ rief Abramka, um seiner neuen Kundin zu schmeicheln.

Madam Sarubkin lachte und nahm sich vor, diesen Ausdruck „in Bezug auf Körperformen die erste unsern Damen“ im Gedächtnis zu behalten. Dann sagte sie: „Sie wissen doch, daß in einer Woche unser Ball stattfindet?“

„Ja, Madam Sarubkin, wir haben nur noch eine Woche vor uns — o, leider nur noch eine einzige Woche!“ erwiderte Abramka seufzend.

„Aber Sie erinnern sich doch an Ihr Versprechen, daß Sie mir mein Ballkleid diesmal machen wollen?“

„Madam Sarubkin!“ rief nun Abramka und legte die Faust auf sein Herz, „habe ich denn etwa gesagt, daß ich es nicht machen will? Nein, ich sagte, es müsse so, wie sich's gehört, gemacht werden — für Madam Sarubkin aber muß es unübertrefflich werden! Madam Sarubkin muß wieder als erster Stern auf dem Balle glänzen! Das meine ich!“

„Ausgezeichnet! Das ist alles, was ich wünsche.“

„Nun ja! Aber weshalb legen Sie mir Ihren Stoff nicht vor? Weshalb sagen Sie nicht: hier, Abramka, ist der Stoff, mache ein Kleid daraus! Abramka würde Tag und Nacht arbeiten —“

„Um, aber das ist es ja eben — ich kann es noch nicht bestellen. Daran liegt es! — Sagen Sie mir nur eins, Abramka: welches ist die kürzeste Frist, um das Kleid fertig zu machen? Hören Sie: die aller kürzeste?“

Abramka zuckte mit den Achseln. „Je nun — ist für ein solches Ballkleid eine Woche zu viel? Man muß es doch nähen! Ich kann es ja nicht zusammenkleistern! Sie wissen das ja selbst, Madam Sarubkin.“

„Wenn ich es nun aber drei Tage vor dem Ball bestelle?“ Abramka erschrak. „Bloß drei Tage vor dem Ball? Ein Ballkleid? Bin ich denn ein Gott, Madam Sarubkin? Ich bin doch nur der Damenschneider Abramka Stifit!“

„Nun, dann sind Sie mir ein schöner Schneider!“ sagte Tatjana Grigorjewna verächtlich. „In Moskau hat man mir ein Ballkleid in zwei Tagen gemacht!“

Abramka sprang auf, als ob man ihn gestochen hätte, und schlug auf seine Brust. „So? Dann sage ich Ihnen, Madam Sarubkin,“ rief er pathetisch aus, „wenn man in Moskau in zwei Tagen — gut, dann nähe ich Ihnen ein Ballkleid, wenn es sein muß, in einem Tage! Ich werde weder essen noch schlafen und lasse auch meinen Gefellen keine Ruhe. — Sind Sie damit zufrieden?“

„Sagen Sie sich, Abramka! Ich danke Ihnen. Hoffentlich werde ich Sie nicht so anzustrengen brauchen. Es hängt das nicht von mir ab. Sonst hätte ich das Kleid längst bestellt.“ „Nicht von Ihnen? Ja von wem sonst?“ fragte Abramka, der sich wieder hingesezt hatte.

„Um, das hängt von — aber Abramka, merken Sie sich's, daß es unter uns bleiben muß — es hängt von der Doktorin ab!“

„Von der Doktorin? Von Madam Schaldin? Sie ist ja garnicht hier!“

„Eben darum! Darum die Verzögerung! Wie kann nur ein so geheimer Mensch wie Sie, Abramka, nicht begreifen, um was es sich hier handelt.“

„Um, das möchte ich wohl begreifen.“ Abramka suchte vergebens nach einer Lösung des Rätsels, wie es nur möglich war, daß die abwesende Doktorin auf Madam Sarubkins Bestellung einen Einfluß ausüben konnte! Nein, das ging über sein Begriffsvermögen.

„Sie wird doch zum Ball herkommen,“ sagte die Hauptmannsfrau, um ihm die Lösung zu erleichtern.

„Nun ja!“

„Und wird natürlich ein Kleid mitbringen.“

„Freilich wird sie das.“

„Ein im Auslande gemachtes Kleid — etwas, das wir hier noch garnicht gesehen haben — etwas ganz Originelles!“

„Madam Sarubkin!“ rief nun plötzlich Abramka, wie einer, dem plötzlich eine verhängnisvolle Wahrheit offenbart wird. „Madam Sarubkin — ich begreife! Wie konnten Sie nur glauben, daß ich das nicht begreifen werde! Ah, ah! Ja, das ist allerdings eine Aufgabe!“

„Sehen Sie, das ist es ja eben!“

Abramka dachte ein wenig nach, dann sagte er: „Ich versichere Sie, Madam Sarubkin, daß Sie sich nicht zu beunruhigen brauchen. Ich werde Ihnen mindestens ein ebenso glänzendes Kleid anfertigen, wie das aus dem Auslande mitgebracht. Sie werden wie alljährlich das eleganteste und erste Ballkleid haben. Ich sage Ihnen, ich will nicht mehr Abramka Stifit heißen, Madam Sarubkin, wenn —“

Diese eifrige Beteuerung schien die Hauptmannsfrau nur wenig zu beruhigen. Sie unterbrach ihn: „Die Mode, Abramka, die Mode! Sie können unmöglich wissen, was jetzt dort die letzte Mode ist!“

„Das sollte ich nicht wissen können, Madam Sarubkin? Ich habe in Kiew einen Freund. Der hat ein Modemagazin. Wir werden ihm telegraphieren, und er schickt uns sofort die letzten deutschen und französischen Modebilder. Das Telegramm kostet nur achtzig Kopeken, Madam Sarubkin. Und was dort als allerletzte Mode bezeichnet ist, ein solches Kleid mache ich Ihnen — auf Ehrenwort! Die Doktorin kann kein solches Kleid haben!“

„Alles recht schön und gut und wir wollen es auch so machen. Zimmerhin aber müssen wir doch warten, bis sie kommt. Begreifen Sie nicht, Abramka, daß ich genau die nämliche Fagon haben muß? Begreifen Sie das? Damit niemand sagen kann, nur sie habe das Allerneueste!“

Aus dem Hintergrund der Wohnung trat jetzt der Bursche Ssemjonow vorsichtig ins Zimmer. Er hatte eine ganz kuriose Jacke an und trug die alten Stiefel des Hauptmanns. Sein Haar war zerzaust, und seine Augen glänzten verdächtig. Kurz, man konnte annehmen, daß er unter dem Vorwande der Freundschaftsauffrischung mit des Doktors Burschen gehörig gezecht hatte.

„Ich habe ihn mit Branntwein bewirten müssen, Euer Hochwohlgeboren!“ sagte er laut und keck. Als er aber den drohenden Blick seiner Herrin wahrnahm, senkte er schuldbewußt den Kopf.

„Diot!“ schrie ihn diese an. „Marisch, in die Küche!“

In seinem Rausch hatte Ssemjonow die Anwesenheit Abramkas nicht bemerkt; erst jetzt sah er ihn, machte links um und zog sich ganz verdüst in die Küche zurück.

„Was für ein unhöflicher Mensch!“ sagte Abramka vorwurfsvoll.

„Ah, Sie glauben garnicht —“ sagte die Hauptmannsfrau, stand aber sofort auf und ging dem Burschen nach.

Ssemjonow, der seine fürchterliche Schuld ein sah, gab sich Mühe, gerade zu stehen und rapportierte nun: „Uebermorgen, Euer Hochwohlgeboren, gegen Abend kommt sie an. Sie hat eine telegraphische Depesche geschickt.“

„Ist das auch wahr?“

„Ganz sicher! Schutshof hat sie selbst gesehen.“

„Schön, du kriegst ein Trinkgeld.“

„Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren!“

„Schweige, Dummkopf! Altons, decke den Tisch!“

Abramka blieb noch etwa zehn Minuten bei der Hauptmannsfrau und sagte zu ihr beim Fortgehen: „Also nochmals, Madam Sarubkin, Sie brauchen sich nicht zu alterieren. Suchen Sie nur die Fagon herauszubekommen, dann mache ich Ihnen ein Kleid, wie es der erste Pariser Schneider nicht besser zuwege bringt!“

Dabei drückte er die Hand aufs Herz, zum Zeichen, daß er für Madam Sarubkin alles, was in seiner Macht stehe, zu thun entschlossen sei

(Schluß folgt.)

Weibliche Medizinstudenten im Auslande.

Von Dr. med. J. Reinhardt.

Nachdruck verboten.

Der erste Zutritt zur Pariser Universität wurde den Frauen im Jahre 1868 gestattet. Im Jahre zuvor hatte sich Frau Magdalene Brès an Dr. Würz, den damaligen Dean der Ecole de Médecine, mit der Bitte gewendet, dem medizinischen Studium an genanntem Institut obliegen zu dürfen. Würz stellte die Gegenforderung, daß die Bewerberin den reglementmäßigen Aufnahmebedingungen nachkäme, wenn er ihr Gesuch weiterhin vertreten sollte. Diese Aufnahmepräliminarien beruhen in dem Nachweis eines be-

standenen baccalauréat ès sciences et ès lettres, einer Prüfung, die in Frankreich ungefähr die Rolle unsres Abiturientenexamens spielt.

Nachdem sich Frau Brès dieser Prüfung unterzogen, das Reisezeugnis erlangt und nun ihren Antrag wiederholt hatte, war es die Kaiserin Eugenie, die der Frauenwelt in Frankreich die heiligen Hallen der gesamten akademischen Disciplin öffnete, indem auf ihr gebietendes Eintreten in einer Sitzung des Ministeriums Duruy, an das Würz seinem Versprechen gemäß die Eingabe jener Dame unter kräftiger Fürsprache weitergegeben hatte, der erste Fall der Zulassung eines weiblichen Studenten der Medizin an der Pariser Universität geschaffen wurde.

Die Kaiserin hatte zu gleicher Zeit ihrer Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die jungen Damen — es hatten sich inzwischen auch drei Ausländerinnen mit dem gleichen Gesuch gemeldet, von denen die eine vom medical college in London zurückgewiesen war — schnell zahlreiche Mitstrebernde finden möchten. Aber wie es sich so häufig ereignet, daß Güter, um die heiß gerungen und gekämpft worden, nach Beendigung des Streits ihren Wert zu verlieren oder wenigstens von dem Besizer nicht mehr so hoch gewürdigt scheinen, so ging es auch damals in Paris.

Im ersten Jahrzehnt wurden die medizinischen Pfade von der Frauenwelt nur in sehr beschränkter Weise beschritten. Die Inskriptionslisten der Ecole de Médecine zeigen während dieses bedeutenden Zeitabschnittes nur die Namen von 32 Studentinnen. Im zweiten Jahrzehnt von 1878—88 zählte dies Institut 114 weibliche Hörer. Und augenblicklich giebt es 183 Studentinnen der Medizin an der Pariser Universität, von denen 167 Ausländerinnen sind. Wie in der Schweiz, so sind auch in Frankreich weitans die meisten dieser weiblichen Jünger Nestulaps russischer Nation. Die zweite Stelle der Anzahl nach behaupten die Polinnen, dann kommen Rumäninnen und Serbinnen, Griechinnen und Schottinnen, und als einzige Deutsche z. B. Frä. Gertrud Gordon.

Die Vorbildung der den verschiedenen Staaten entstammenden Studentinnen ist nicht allzu abweichend; ja, sie befindet sich bei den meisten auf dem gleichen Niveau. Alle müssen sich, als Fremdländerinnen, bevor sie zur Immatrikulation zugelassen werden, einer Prüfung im Lateinischen und Griechischen unterwerfen. Der Prüfungsort ist die Sorbonne. Das Examen setzt sich aus zwei Theilen zusammen: erstens aus der mündlichen Uebertragung einer ohne jede Schwierigkeit zu überlegenden Stelle aus Cäsar oder Xenophon, zweitens aus der Darlegung grammatischer Kenntnisse. In Bezug auf gründliche klassische Bildung stehen diese weiblichen Probanden im Allgemeinen noch — wie selbst Frä. Gordon zugestehen muß, deren Mittheilung wir die Schilderung des Verhältnisses der Studentinnen zu den Studenten und zu ihren Lehrern verdanken — ihren männlichen Kameraden nach.

Zur Charakterisierung der Beziehungen zwischen den geschlechtsverschiedenen Kommilitonen möchten wir der genannten Dame das Wort lassen, weil der längere Aufenthalt an der Pariser Fakultät ihren Aeußerungen größeres Gewicht verleihen muß.

„Die Einrichtung des gemeinschaftlichen Studierens, weit entfernt, eine demoralisierende Wirkung auf beide Theile auszuüben, trägt im Gegentheil zur Hebung des Partgefühl's bei. Die Anwesenheit der Frauen hält oft genug nicht nur die Kameraden, sondern auch den Professor von tactlosen Bemerkungen zurück, zu denen die Veruchung auf gewissen Gebieten des medizinischen Studiums ziemlich nahe liegt. Während meines dreijährigen Aufenthaltes in den Kliniken, Hör- und Sezierfälen habe ich niemals bemerkt, daß der Verkehr mit uns Frauen unsre männlichen Kollegen zu irgend einem ungehörigen Schritt oder Wort veranlaßt hätte. Das gemeinsame Arbeiten und Streben ist übrigens auch ein vortreffliches, erzieherisches Hilfsmittel, die männliche Jugend von der Gleichwertigkeit zu überzeugen und die Anschauung in ihr zu befestigen, daß die Frau ein denk- und zielbewußtes, nicht um der andern Hälfte der Menschheit, sondern um seiner selbst willen existierendes Individuum sei.“

Dennoch treten bisher leider nur wenige Pariser Professoren bedingungslos und warm für das Frauenstudium ein; einige vermeiden jedes Moment, das dieser auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Bewegung hinderlich sein könnte, ohne jedoch irgend eine Begeisterung dafür an den Tag zu legen; aber die meisten sind noch Gegner der Fakultätszugehörigkeit der Frauen. „Diese Herren kennen,“ wie Fräulein Gordon richtig bemerkt, „nur einen psychologischen, nicht aber auch den sozialen Beruf der Frau. Sie betrachten uns, die wir den Kreis, den althergebrachte Zucht und Sitte ihr gezogen, überschritten haben, mit Kopfschütteln. In ihren Augen sind wir, wie ich glaube, eine Art Zwitterding, nicht ganz Weib und noch weniger Mann, ein Geschöpf, das seinen Beruf verfehlt hat.“

Bekannt ist ja die Frage, die der berühmte Nervenarzt Charcot, zwei Jahre vor seinem Tode, da er eine Arztin zum Doktorin der gesamten Heilkunde promovierte, nicht unterlassen konnte, mitten in den weihvollen, feierlichen Ernst dieser akademischen Celebration hinein zu richten: „Mademoiselle, vous êtes jeune et belle, pourquoi n'avez-vous pas préféré d'épouser?“

Ueber die schließlichen Schicksale der weiblichen Medizinstudenten gehen die Mittheilungen auseinander. In Paris erlangt jährlich eine Anzahl weiblicher Kuristinnen ihre staatliche Approbation. Diese benutzt ein Teil, um in Paris, der Provinz oder den Kolonien ärztliche Thätigkeit auszuüben, ein anderer, um sich in der Heimat, soweit dies bisher gestattet ist, nach nochmaliger Absolvierung der dortigen Staatsprüfung niederzulassen.

In England zeigt sich in letzter Zeit eine starke Vermehrung der im ärztlichen Berufe wirkenden Frauen. Der von der nationalen Gesellschaft für Frauenstimmrecht herausgegebene „Kalender für Frauenstimmrecht“ verzeichnet bereits 177 praktische weibliche Aerzte. Der Staatssekretär für Indien hat eine promovierte Dame zur Chefärztin des Kamahospitals in Bombay ernannt. Und wenn auch die Daseinsberechtigung der weiblichen Jünger der Heilkunst an andern Orten von männlichen Kollegen noch bestritten werden mag, so wird sich doch auch kein Arzt mehr der Notwendigkeit der Frauenärzte für Länder mit hauptsächlich mohammedanischer Bevölkerung widersehen können. Daher sucht auch die englische Regierung in Indien in richtiger Würdigung der Verhältnisse der Ausbildung weiblicher Aerzte jede Anregung und Unterstützung zu gewähren.

Die Mode in der Restaurationszeit.

Mit Originalzeichnungen von Edmund Bräuning.

Nachdruck verboten.
 Das Kaiserreich war zu Ende. Unter dem Donner der Kanonen war der glänzende Stern des großen Korps bei Waterloo erloschen. Auf St. Helena, fern dem Getriebe der Welt, vertraute Napoleon den Rest seines Lebens. In Frankreich begann die Zeit der Restauration. Ludwig XVIII. bestieg den Thron und suchte die gewaltigen Spuren auszutilgen, welche die Geschichte seit 1789 hinterlassen hatte. Auch sein Bruder und Nachfolger, Karl X., der im Jahre 1824 den Thron bestieg und ihn bis zur



Kopfsputz zur Zeit Ludwig Philipps.

Zulirevolution des Jahres 1830 inne hatte, um alsdann seinen Vetter Ludwig Philipp, Herzog von Orleans, zu weichen, hatte „nichts gelernt und nichts vergessen“. Emsig war man in den Kreisen des Hofes beflissen, die Zustände vor 1789 mehr und mehr wiederherzustellen.

Litteratur und Kunst schienen anfänglich diesen Anstrengungen des Ancien Régime günstig zu sein; denn gegen die herrschende klassisch-atheistische Richtung erhob sich zunächst eine romantisch-christliche Reaktion, die für Thron und Altar lebhaft eintrat und in den Kreisen des legitimen Prinzips und der Geistlichkeit mit Begeisterung gepflegt wurde. Namen, wie Chateaubriand, Gabriel de Bonald, Joseph de Maistre und Alphonse de Lamartine stehen an der Spitze dieser Bewegung. Aber durch den Royalismus und die fromme Schwärmerei bricht sich bald eine liberale Strömung Bahn, die in Litteratur und Kunst zur neuromantischen Schule der Franzosen führt, deren glänzendste litterarische Erscheinungen Victor Hugo, Alfred de Vigny und Alfred de Musset sind, während als ihre ersten künstlerischen Vertreter von wahrhafter Bedeutung Theodor Géricault und Eugen Delacroix zu gelten haben.

Den veränderten Geschmack in Poesie und Kunst schildert Victor Hugo selbst mit den Worten: „Diese Revolution in allen Künsten ist nur eine allgemeine Rückkehr zu der Natur und Wahrheit, sie ist die Ausrottung des falschen Geschmacks, der seit beinahe drei Jahrhunderten dadurch, daß er an die Stelle aller Realitäten unaufhörlich konventionelle Willkür setzte, so viele gute Köpfe verborben hat. Das neue Zeitalter hat den klassischen Lappen, den philosophischen Lumpen und das mythologische Flittergold entschieden abgestreift.“

Nun, auch die Mode streifte den „klassischen Lappen“ allmählich ab — der Klassizismus in der Kleidung, das Griechen-



Edmund Bräuning
Berlin 1895

Gesellschaftskostüme aus den Jahren 1820—30.

Krone, welche von den erfinderischen Haarkünstlern lange Zeit als „Kronen à la Terpsichore“ bezeichnet wurden. Nach dem Kongreß von Verona wurden toques à la Veronèse beliebt, nach den ersten Aufführungen des „Freischütz“ Hüte „à la Robin des Bois“. Auch minderwertige Gaben der Muse hatten Einfluß, trug man doch auch nach dem seit 1825 an der Porte-Saint-Martin gegebenen Theaterstück: „Jocko, oder der Affe von Brasilien“ Hüte „à la Jocko“. Und als im Jahre 1827 die erste Giraffe im Jardin des Plantes erschien und fündige Autoren ein Vaudeville „La Giraffe“ verfaßten, huldigte man selbstverständlich Hüten und Coiffuren „à la girafe“. Das sind Varianten aus der Modeströmung damaliger Zeit, die zur Genüge darthun, was für augenblicklichen Einflüssen man sich in dem lebenslustigen, neuerungsfüchtigen Paris hingab.

Aber diese Varianten fallen weniger ins Gewicht, zumal sie ihrer Mehrzahl nach mehr auf die Löwinnen der Pariser Gesellschaft beschränkt blieben. Die Hauptströmung ging unter dem Einfluß des isolieren englischen Geschmacks, dem sich selbst die Pariser Mode nicht entziehen konnte, vornehmlich dahin, in der Kleidung den natürlichen Formen des Körpers und den Anforderungen der Schicklichkeit mehr Rechnung zu tragen. So gelangte die natürliche Taille, welche durch die früher beliebte hohe Gürtung fast unsichtbar geblieben war, wieder zu ihrem Recht. Wie vor der Revolution, legte man auf die dünne Taille, die Wespentaille, hohen Wert. Da nun die Zierlichkeit der Taille wesentlich dadurch gesteigert wird, daß sich oben an den Schultern bauschige Puffärmel ansetzen und der Rock sich nach unten hin ekfledlich erweitert, so findet man diese Robe, unten besetzt mit Volants, als eine der charakteristischsten Grundformen in der Mode nach der Kaiserzeit am meisten vertreten. Den Schleißen entsagte man selbst bei Gesellschaftskostümen zu Gunsten der kurzen und fußfreien



Promenadentrachten in der Restaurationszeit.

tum in der Toilette der Damen, die hohe Gürtung der Roben unter der Büste, die Vorliebe für die leichtesten, schier durchsichtigen Florstoffe, die Sucht antiker Drapierung schwanden. Zugleich nahm die während der Revolution und des Kaiserreichs vielfach geübte Sitte ab, seinen Patriotismus durch Schärpen, seltsamen Kopfsputz und eigenartige Hüte zu kennzeichnen, die in Farbe, Form und Schmuck auf irgendwelche politische Begebenheiten und Personen hinwiesen. Die bewegenden Elemente für die Mode wurden mehr in den Erscheinungen auf dem Gebiet der Kunst und der Litteratur gesucht. Unermüdblich waren die Modekünstler beflissen, diese Quellen auszubeuten, wie denn überhaupt ihre Beweglichkeit eher zu- als abgenommen hatte. Romane, Bühnenaufführungen, Launen beliebter Schauspielerinnen, neue Bilder, die im Salon Aufsehen erregten, und hin und wieder ein politisches Ereignis wurden gleichsam in die Toilette übertragen. Girodet-Trioson und Gros, die als Vorläufer der Romantik in der französischen Malerei gegen den Zwang des Davidischen Klassizismus zuerst Front machten, boten anfänglich besonders reiche Anregung: als jener ein schönes Bild mit der Gestalt der Galathea gemalt hatte, trugen die Damen eine Weile nur „la coiffure à la Galatée“, eine Verbindung der Haarfrisur der antiken Statuen mit jener



Haarfrisuren und Hüte.



Reitanzung aus der Zeit Karls X.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor S. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.